



# VILLA VIGONI

*COMUNICAZIONI / MITTEILUNGEN*

VII, 2 Novembre / November 2003

# Wie macht Europa Geschichte? *Come fa storia l'Europa?*

In Erinnerung an / *In ricordo di*  
Ignazio Vigoni



Villa Vigoni



## EINLEITUNG/INTRODUZIONE

Das Portrait Don Ignazio Vigonis, das auf dem Titelblatt abgedruckt ist, schmückt seit einigen Monaten das *Foyer* der Villa Garovaglio-Ricci. Der frühere Hausherr scheint die immer zahlreicheren Gäste des Tagungszentrums willkommen zu heißen.

Die einzelnen Tagungen und Treffen hier zusammenzufassen, die ohne Unterbrechung in der Villa Vigoni stattfinden, ist schwierig. Für uns sind sie jedoch der beste und unmittelbar greifbarste Beweis für das Gelingen der Intuition Ignazio Vigonis, die nicht nur die Zukunft seines Besitzes betraf, sondern auch die Fortentwicklung eines wichtigen Gebiets am Comer See mit einem Kultur-, Kunst- und Naturerbe von unschätzbarem Wert.

Von der Lebendigkeit des intellektuellen Erbes Don Ignazio Vigonis sollen die in dieser Ausgabe der *Comunicazioni*/Mitteilungen veröffentlichten Beiträge zu dem hochkarätig besetzten Studientag anlässlich des 20. Todesjahres Don Ignazio Vigonis zeugen: Sie klingen wie eine programmatische Verpflichtung, den eingeschlagenen Weg weiterzuverfolgen. Daneben haben wir auch einige der wichtigsten Beiträge zum *Vigoni Forum* ausgewählt, das in diesem Jahr dem Thema *Wie macht Europa Geschichte?* gewidmet war. Wir wünschen uns, dass sie etwas von der intensiven und eindrucksvollen Atmosphäre mit großer emotionaler Anteilnahme wiedergeben, die das *Vigoni Forum* und das sich anschließende Konzert Ende Juli begleitet hat. Es wäre schön, wenn einige der herrlichen Musiktöne des Sommerkonzerts unsere Leser erreichen könnten.

Die Aktivitäten der Villa Vigoni ziehen inzwischen immer weitere Kreise: Die Ergebnisse der Ausstellungen in Berlin, Bonn und Ferrara und unsere Publikationen zeugen von einer allmählichen Ausbreitung des spezifischen "Vigoni-Stils", auch weit entfernt vom Sitz des Deutsch-Italienischen Zentrums.

Mit großem Interesse verfolgen wir im Moment die aktuellen Nachforschungen zum Goethe-Denkmal in Frankfurt, das Heinrich Mylius zusammen mit einigen Freunden bei Pompeo Marchesi in Auftrag gegeben hatte. Das Denkmal galt bisher als im Zweiten Weltkrieg zerstört. Nun scheint es so, als könnten Teile davon bei Ausgrabungen

an der ehemaligen Frankfurter Stadtbibliothek wiedergefunden werden. Eine Miniatur dieses Denkmals befindet sich im *Musikzimmer* der Villa Mylius-Vigoni und erinnert daran, dass die Villa in Loveno eine Art Pendant im Kleinen von Weimar gewesen ist, wie sich historisch-philologisch belegen lässt. Darin besteht zweifellos die größte Herausforderung des Erbes von Don Ignazio Vigoni dei Medici di Marnignano.

*Il ritratto di Ignazio Vigoni, riprodotto in copertina, domina da alcuni mesi il foyer di Villa Garovaglio, quasi accenni con il suo volto sorridente un saluto di benvenuto verso i sempre più numerosi ospiti che affollano la sala convegni del nostro Centro. Diviene difficile riferire dei convegni e delle iniziative che si susseguono senza interruzione a Villa Vigoni: ci sembra però che essi siano la testimonianza più significativa e immediatamente palpabile della validità delle intuizioni che Vigoni ebbe circa il futuro non solo della sua proprietà, ma anche della pregiata area geografica - ricca di un patrimonio culturale, artistico e ambientale inestimabile - del lago di Como.*

*Della vitalità dell'eredità intellettuale di Ignazio Vigoni abbiamo cercato di dar conto nelle relazioni pubblicate, scaturite dall'intensa giornata di studi in commemorazione del ventennale della sua morte: essi suonano anche come un impegno programmatico a proseguire nella via intrapresa. Ad esse abbiamo accostato alcune delle più significative relazioni tenute in occasione del Forum Vigoni, dedicato quest'anno al tema Come fa storia l'Europa? Ci auguriamo che da esse trapeli qualcosa dell'intensa e suggestiva atmosfera, densa di umana partecipazione e di coinvolgimento emotivo, che accompagna le giornate del Forum e del Concerto Vigoni di fine luglio. Saremmo molto lieti se qualcuna delle note della musica magistralmente eseguita in quell'occasione pervenisse ancora a coloro che ci leggono.*

*Le attività di Villa Vigoni tendono nel frattempo a irradiarsi in cerchie sempre più ampie: i resoconti delle mostre di Berlino, Bonn e Ferrara e la presentazione delle nostre pubblicazioni lasciano intuire questa sommissa e discreta diffusione di uno "stile Vigoni" - anche lontano dalla sede del nostro Centro.*

*Intanto seguiamo con trepidazione l'entusiasmante ipotesi di un ritrovamento del monumento a Goethe, realizzato da Pompeo Marchesi su incarico di Heinrich Mylius e dei suoi amici per la città di Francoforte. Il monumento veniva considerato distrutto durante la seconda guerra mondiale; ora forse potrebbe essere stato rinvenuto, sotterrato sotto la Biblioteca della città. Intanto il modello di quella statua adorna la Sala della Musica di Villa Mylius-Vigoni, a ricordarci come essa fu – in un senso quasi filologicamente dimostrabile – un'autentica filiale di Weimar in Italia. Questa fu senz'altro l'intuizione più viva lasciataci in eredità da Don Ignazio Vigoni Medici di Marignano.*

ALDO VENTURELLI





**IN ERINNERUNG AN IGNAZIO VIGONI (1905-1983)**

***IN RICORDO DI IGNAZIO VIGONI (1905-1983)***



## ZUM ZWANZIGSTEN TODESJAHR VON IGNAZIO VIGONI<sup>1</sup>

“Der auf Heinrich Mylius und Goethe zurückgehenden Tradition Ehre erweisen und sie neu beleben”:<sup>1</sup> In diesen Worten von Ignazios lässt sich der tiefe Sinn seiner testamentarischen Hinterlassenschaft und der Grund für die Existenz des deutsch-italienischen Zentrums Villa Vigoni erfassen. Was aber bedeutet diese Bezugnahme auf die Tradition von Mylius und Goethe?

Gewiss ist es für einen Germanisten eine große Ehre – aber auch eine besonders schwierige Aufgabe –, die große Tradition Goethes in einer so tief greifend veränderten Welt zu erneuern. Außerdem muss er sich vorab eine weitere Frage stellen: Selbst wenn er vom großen Reichtum der durch Mylius eingeleiteten Tradition überzeugt ist, die dank der Forschungstätigkeit der Villa Vigoni nach und nach in ihren Verästelungen und unterschiedlichen Nuancen zu Tage gefördert wird, bereitet es ihm doch unweigerlich Schwierigkeiten, die beiden Namen Goethe und Mylius in einem Atemzug zu nennen. Die beiden ‘Traditionen’ bewegen sich unvermeidlich auf unterschiedlichen Ebenen, auch wenn der *Mylius-Kreis* die Bestrebungen und das weite Interessenfeld der Weimarer Klassik auf erstaunliche Art und Weise widerspiegelte.

Jedenfalls steht das Deutsch-Italienische Zentrum Villa Vigoni vor dieser großen Herausforderung, die Don Ignazio ihm als Erbschaft hinterlassen hat: den beiden ‘Traditionen’ von Goethe und Mylius unter völlig veränderten gesellschaftlichen und kulturellen Bedingungen einen neuen Sinn zu verleihen. Eine solche Aufgabe stellt uns vor weitere Fragen: Welche Verbindung kann es heute zwischen Loveno und Deutschland geben bzw. zwischen den heutigen Aktivitäten und dem, was vor über zweihundert Jahren in dem kleinen Herzogtum Weimar geschah?

Um dies zu verstehen, muss man die Gestalt von Heinrich Mylius

---

1. Der vorliegende Beitrag konnte sich die wertvollen historiographischen Hinweise von Frau Dr. Christiane Liermann und allgemein die Anregungen durch eine gemeinsame Reflexion zunutze machen, an der auch Frau Dr. Maria Angela Magnani, Dr. Jens Bortloff und Jürgen Hoffmann beteiligt waren. Bereichert wurde diese gemeinsame Reflexion zudem durch die Forschungsgruppe der Universität Ancona, die unter Leitung von Frau Prof. Dr. Rita Colantonio die CD *Villa Mylius - Vigoni. Un microcosmo tra passato e futuro* erstellte.

genauer betrachten. Der junge, unternehmenslustige Kaufmann, der 1780 von Frankfurt nach Mailand gezogen war, hatte sich dank eines unaufhaltsamen wirtschaftlichen Aufstiegs im Laufe weniger Jahre erfolgreich behauptet, ohne dabei einige Werte aus dem Blick zu verlieren, die ihm sein ganzes Leben lang als Bezugspunkte dienten: die **Kunst** – als Freund Goethes und Manzonis, großer Mäzenat und Wohltäter – und der **Glaube**, der, wie er selbst sich gern ausdrückte, der sichere Führer in seinem Leben war. Dank eines weit gespannten Netzes von Bekanntschaften, das zusammen mit seinen bald auf verschiedene europäische Länder sich erstreckenden Aktivitäten gewachsen war, regte Mylius einen Austausch an, welcher der Begegnung zwischen hohen Persönlichkeiten des kulturellen Lebens, vor allem aus Italien und Deutschland, wichtige Wege bahnte. So wurde die 1829 erworbene Villa von Loveno zu einem Schnittpunkt der Begegnungen auf hohem Niveau.

Diese Familientradition war Don Ignazio zu eigen. Auf all dies nahm Vigoni Bezug, der ein (allerdings nicht blutsverwandter) Nachfahre von Heinrich Mylius war. Aus diesen Gründen vermachte er seine Besitzungen von Loveno der Bundesrepublik Deutschland. Er wollte den von Mylius vorgezeichneten Weg neu beschritten wissen, und zwar durch die Einrichtung eines Zentrums, das die kulturellen Beziehungen zwischen Italien und Deutschland fördern, bzw. *Sitz eines Zentrums der hohen deutsch-italienischen Kultur* sein sollte, wie er selbst es in seinem Testament formulierte.

Das Statut des Vereins Villa Vigoni, das die Ziele des Zentrums entsprechend dem testamentarischen Willen Don Ignazio Vigonis definierte und die in dem 1986 von Deutschland und Italien unterzeichneten Abkommen zur Einrichtung des Zentrums enthaltene Absichtserklärung umsetzte, greift den von dem lombardischen Edelmann geäußerten Willen fast wortgetreu auf: *“Der Verein fördert die deutsch-italienischen Beziehungen auf den Gebieten der Wissenschaft, der Bildung und der Kultur, einschließlich der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verbindungen”*.

Ignazio Vigoni hatte nämlich gewünscht, dass Menaggio und Loveno die Möglichkeit erhielten, ihre ehemalige Berufung wiederzuentdecken, Exzellenzzentren zu werden, wie sie es in der Vergangenheit

gewesen waren, als im Hause Mylius berühmte Künstler, Politiker, Industrielle und Dichter verkehrten. Dieses geistige Erbe hatte er stets besonders lebhaft empfunden. Er wurde 1905 in Mailand als Sohn von Catulla Mylius (Tochter eines Enkels von Heinrich Mylius) und Giuseppe Vigoni geboren und verbrachte sein Leben als Forscher, Reisender und Staatsmann. Von der Familie Vigoni war der Titel "Don" auf ihn übergegangen, ein Titel spanischen Ursprungs, der seit dem 17. Jahrhundert einem bestimmten Kreis von Adligen vorbehalten war. Nachdem er im Alter von neun Jahren seinen Vater verloren hatte, wurde er von seiner Mutter im Sinne einer konservativen, an die Werte eines leidenschaftlichen Katholizismus geknüpften Tradition erzogen. Einige Gesundheitsprobleme verstärkten seine natürliche Neigung zur Reflexion und Beobachtung, die im Erwachsenenalter in seinem Interesse für Botanik, Geschichte und Kunst Ausdruck fand. Daneben hegte er eine große Leidenschaft für die Familiengeschichte, die sich in eingehenden genealogischen Studien niederschlug. Diese vertiefte er noch, nachdem er im Jahre 1951 von seinem Cousin Gian Angelo Medici di Marignano adoptiert wurde, dessen Namen er stets mit großem Stolz trug.

Er liebte das Reisen. Zu seinen Zielen zählten Afrika, das Heilige Land, verschiedene Orte der Welt, zu denen ihn sein Interesse für die Botanik führte, aber auch ganz Italien, auf der Entdeckung der Geschichts- und Kunstdenkmäler. Er war ein tief religiöser Mensch und besaß einen ausgeprägten Sinn für das Soziale, wie etwa sein Engagement für die Pfleger des Niguarda-Krankenhauses in Mailand und für den Kindergarten von Loveno beweist, dessen Vorsitzender er war.

Vielleicht lässt schon die einfache Aufzählung dieser Tätigkeiten und Interessen einen weiteren Aspekt seiner Persönlichkeit hervortreten: Seine grundsätzlich apolitische Haltung, sein Desinteresse an jeder Form des politischen Wettstreits und der Parteienkonkurrenz, sein Versuch, einer höheren Vision bestimmter Werte und Prinzipien treu zu bleiben, weshalb er den veränderlichen Kontingenzen der politischen Debatte wenig Aufmerksamkeit und Interesse entgegenbrachte.

So erlebte Vigoni alle Widersprüche seiner Epoche am eigenen Leibe, war ein altmodischer und moderner Mann zugleich – altmodisch aufgrund seines aristokratischen Bewusstseins, seines Unvermögens,

sich in der neuen italienischen Gesellschaft wiederzuerkennen, wie er in vielen seiner Schriften schrieb, altmodisch auch, weil er zutiefst an die Werte von Familie, Vaterland und Religion gebunden blieb, die er in der neuen Zeit kaum noch wiederzufinden vermochte. Don Ignazio machte nie einen Hehl aus seiner Distanz gegenüber der Nachkriegsgesellschaft, er war ein kritischer, enttäuschter, bisweilen auch ironischer Beobachter der Ereignisse und Tendenzen einer Welt, die ihn nicht anzog. Im Sturz der Monarchie sah er die Vollendung einer falschen Entscheidung, die sich allein aus den Fehlern derer erklärte, die getäuscht und als Vorwand benutzt worden waren, um die Institution der Monarchie abzuschaffen. Er ahnte, dass die aus der fehlenden Tradition und Erziehung der neuen Führungsklasse entspringende Korruption und Demagogie zum Schwachpunkt der italienischen Politik werden sollten, in der aufgrund von Egoismus, Partikularismus und fehlenden Idealen persönliche oder Partei-Interessen verfolgt wurden und das Wachstum der Demokratie der Nachkriegszeit bedrohten.

Aufgrund dieser Anpassungsschwierigkeit an die moderne Gesellschaft wurde die Hinwendung zur Familientradition und zu der in der Vergangenheit von seinen Vorfahren gespielten gesellschaftlichen Rolle grundlegend. Neben diesen Überzeugungen wuchs jedoch auch Don Ignazios Modernität, die im Laufe der Zeit unterschiedliche Bedeutungen und Nuancen annahm. Nicht unerwähnt bleiben dürfen diesbezüglich: das tiefe Umweltbewusstsein und der Respekt für die Umwelt, wie sie aus seinen Beziehungen zum FAI (Fondo per l'Ambiente Italiano) oder seinem langen aktiven Kampf in den Reihen von *Italia Nostra* sprechen; das innovative Konzept der Kunstpflege, dem seine lang währende Tätigkeit als Ehreninspektor der Schönen Künste und als Gelehrter entsprang. Zu den sicherlich erwähnenswerten Resultaten dieser Tätigkeit zählen seine Pionierarbeiten im Bereich der Alabastergips-Forschung und die heute sehr wertvolle Katalogisierung der Kunst- und Architekturbestände des "Centro Lario", ein reiches Repertoire von Karteikarten und Fotografien, das entsprechend dem Willen Don Ignazios der *Società Archeologica Comense* (Archäologischen Gesellschaft Como) vermacht wurde, deren Mitglied er von den 50er Jahren bis zu seinem Tod war. Schließlich war er von dem Wunsch beseelt, die Familienbibliothek ständig zu erweitern, vor allem

durch direkte Kontakte zu großen Forschern, namentlich zu Ludwig Hartmann, dem dänischen Kunsthistoriker, dem er freundschaftlich und durch das gemeinsame Interesse für den Bildhauer Thorvaldsen verbunden war, von dem noch heute eines der größten Meisterwerke in der Villa Mylius-Vigoni steht.

Modern und für seine Persönlichkeit prägend waren außerdem die wissenschaftliche Annäherung an die Botanik in Verbindung mit einer wahren Leidenschaft für Pflanzen und Blumen, insbesondere für Orchideen. Daraus gingen vielseitige Aktivitäten nicht nur im großen Park seiner Villa in Loveno, sondern auch als Vorsitzender des Vereins Villa Carlotta und der *Società Orticola di Lombardia* (Gartenbaugesellschaft der Lombardei) hervor. Zur Vervollständigung des Bildes seiner vielfältigen Studien und Forschungen ist schließlich sein ausgeprägtes Interesse für die Gartenarchitektur zu nennen, aus dem an der Seite einiger wichtiger Mailander Architekten der Zeit eine wahre *Leidenschaft* wurde.

Sicher lassen so breit gefächerte Interessen ohne einen Mittelpunkt und eine einzige Antriebskraft die Gefahr eines wesentlichen Dilettantismus, wenn auch auf hohem Niveau, aufscheinen, doch vielleicht bestand diese Gefahr in Wirklichkeit nicht. In der Ablehnung jeder festen Rolle und Beschäftigung, dem gewollten Verweilen in einer fast einsamen, herrschaftlichen Lebensform, der jedoch jegliches Interesse an der oberflächlichen Darstellung nach außen abging und die um die tieferen Werte einer idealen Aristokratie bemüht war, äußert sich eine Persönlichkeit voller Interessen, die einen würdigen Platz in einem Roman Adalbert Stifters gefunden hätte. Doch ist ein weiterer grundlegender Aspekt des zuvor erwähnten Schwankens zwischen Alt und Neu zu nennen, nämlich das äußerst lebhafteste Interesse für die *praktische Kultur*; für jene *tacit knowledge*, die im Acker- und Weinbau, in den Volkstraditionen, im Kunsthandwerk, im Gartenbau steckt. Dieses Interesse für die *praktische Kultur* ist im Grunde mit einer tiefen Aufmerksamkeit für Natur und Umwelt, mit dem Bewusstsein der tiefen Wurzeln gleichzusetzen, die den Menschen gleichermaßen an die ihn umgebende Gemeinschaft wie an die Orte binden, die er bewohnt. Nur dank der stillschweigenden Vermittlung eines in Jahrhunderten angehäuften Wissens, das mündlich weitergegeben wird und nicht in Handbücher

eingeht, kann eine Gemeinschaft im fruchtbaren, unablässigen Austausch mit der sie umgebenden Natur und Umwelt leben.

Die Gesamtheit dieser Interessen und Motivationen fand in der Idee der Hinterlassenschaft eine hohe Synthese. Die Idee gedieh auf dem fruchtbaren Boden der Familientradition, die Don Ignazio nach Jahren des Vergessens unter anderem mit einem wichtigen Artikel in "Arte Lombarda" aus dem Jahr 1980 enthüllte. Diese Wiederentdeckung ließ seine persönlichen Wunschträume wachsen und verlieh seinen Gedanken eine neue Tiefe. Er nährte den fast utopischen Wunsch, dass das historische, künstlerische und natürliche Erbe, um dessen Bewahrung und Integrität er sich im Laufe der Jahre mit großer Leidenschaft und unter Aufwendung erheblicher Mittel bemüht hatte, zu seinem ursprünglichen Glanz zurückfände. Aus diesem Wunsch heraus entstand er Villa Garovaglio, wo unser Zentrum den Großteil seiner Aktivitäten durchführt, dergestalt das Gedächtnis einer Familie und den Zusammenhalt des alten Dorfes wahren.

Vigoni wünschte, dass der persönliche Erfahrungsschatz, wie etwa die Bedeutung und Erinnerung an wichtige Freundschaften der Familie – beispielsweise mit dem berühmten Forschungsreisenden Henry Stanley, mit dem Schriftsteller Antonio Fogazzaro und mit Achille Ratti, dem späteren Papst Pius XI – nicht verloren ginge. Unter diese Freundschaften reihte er auch Begegnungen aus jüngerer Zeit ein, wie diejenige mit dem damaligen Bundeskanzler Konrad Adenauer im April 1964, der seine Sommerferien in der nahe gelegenen Villa La Collina in Griante verlebte. Wir wissen nicht, ob die Erinnerung an diese Begegnung später Ignazio Vigonis Entscheidung beeinflusste, seine Besitzungen von Lovenno der Bundesrepublik zu vermachen. Ganz sicher spricht aus dem Testament, wenigstens indirekt, ein sehr großes Vertrauen in die Effizienz, mit der Westdeutschland seinen Wiederaufstieg aus der schwierigen Situation der unmittelbaren Nachkriegszeit bewerkstelligt hatte. Ohne Don Ignazio im nachhinein Gedanken zuschreiben zu wollen, die nicht ausdrücklich überliefert sind, lässt sich zudem leicht vorstellen, dass er für die Persönlichkeit Adenauers eine aufrichtige Bewunderung hegte, die über die gemeinsame Leidenschaft für Botanik und Gärten weit hinausging. Adenauer stand für eine soziale Marktwirtschaft, der es gelungen war, Entwicklung, soziales Gleichgewicht



und verbreiteten Wohlstand zu vereinen; er repräsentierte auch ein friedliches Deutschland, das sich von den Machtbestrebungen der Vergangenheit abgewandt hatte und zum Dialog mit anderen Nationen bereit war, um ein gemeinsames Europa aufzubauen. In diesem Sinne konnte Deutschland in Don Ignazios Augen fraglos als Vorbild auftreten, von dem Italien fruchtbare Anstöße für seine Modernisierung und eine ausgewogene zivile Entwicklung erhalten konnte.

Aus diesem Austausch zwischen Deutschland und Italien, so seine feste Überzeugung, konnte auch der Mikrokosmos von Loveno neue Kraft beziehen und die große Tradition von Mylius neu beleben. Wie aus Vigonis Papieren unmissverständlich hervorgeht, war der Weg, der ihm vorschwebte, die Schaffung eines Ortes der Begegnung und die Einrichtung einer Tagungsstätte in Menaggio, die den Aktivitäten der gesamten Gegend ihr besonderes Gepräge geben sollte. So befasste er sich eingehend mit den Fragen, wie der wissenschaftliche Ausschuss zu bilden sei, wie ein solches Zentrum geführt werden und welche Aktivitäten es durchführen könne, und ging sogar so weit, sich über die geeignetste technische Ausrüstung zu informieren.

Auf der Basis der überlieferten Dokumente lässt sich schwer sagen, wann die Idee bei ihm aufkam, die Bundesrepublik im Testament als Vermächtnisnehmerin einzusetzen. Fest steht, dass seine Wiederentdeckung Deutschlands schrittweise stattfand, wie auch sein Interesse für die deutsche Sprache – auf den Spuren der Erinnerung an seine frühe Erziehung – nach und nach wuchs. Davon zeugt die Anzahl der vor allem in den 60er und 70er Jahren auf Deutsch gelesenen und mit Randbemerkungen versehenen Bücher seiner Bibliothek. Ganz sicher war er sich darüber im Klaren, dass nur wenige in der gegenwärtigen Zeit in der Lage gewesen wären, die Besitzungen instand zu halten und dort Initiativen im Geiste der Familientradition zu starten. Der Wunsch, diese Tradition zu bewahren, die glänzende Vergangenheit vor dem Vergessen zu retten und auf ihrer Grundlage dem Dorf Loveno eine Zukunft zu sichern, bewegte ihn zu einer langen Reflexion, deren Endergebnis der Schenkungsakt war.

Vor dem Hintergrund dieser knappen Rekonstruktion der geistigen Biographie Don Ignazio Vigonis können wir nun zu unseren Ausgangsfragen zurückkehren und vor allem auf die möglichen Bedeutun-

gen einer Erneuerung der von Heinrich Mylius ausgehenden Tradition innerhalb der veränderten Welt der Gegenwart näher eingehen.

Meines Erachtens ist es zunächst einmal grundlegend, sich vor Augen zu führen, dass die Geschichte des Mikrokosmos Mylius-Vigoni kein isoliertes, zufälliges Phänomen ist. Dieser Mikrokosmos ist vielmehr unverständlich, wenn man ihn nicht innerhalb des weiteren Rahmens der zahlreichen in Italien, vor allem in Rom und Florenz, geschaffenen deutschen Studien- und Forschungseinrichtungen betrachtet. Diese *institutionelle* kulturelle Präsenz in Rom und in Italien betrifft sicher auch andere europäische Kulturen, doch erreicht sie in keinem anderen Fall die Intensität und Dichte der Präsenz der deutschen Kultur. Winckelmann und Goethe sind selbstredend die wichtigsten Bezugspunkte für das Interesse der deutschen Kultur an Italien und auch bei der Gründung der zahlreichen Kultur- und Forschungsinstitute, die im Allgemeinen im Verlauf des 19. Jahrhunderts zu entstehen begannen. Zunehmende Aufmerksamkeit hat die zeitgenössische Forschung der Rekonstruktion der Geschichte vor Winckelmann geschenkt, deren Erbe er selbst war und in deren Zuge vor allem Rom im Verlauf des 17. Jahrhunderts zur Kulturhauptstadt Europas und zum wichtigsten Mittelpunkt der Ausarbeitung eines Klassik-Kanons wurde, der aus der großen Tradition der Renaissance hergeleitet wurde. Die *Mikrogeschichte* Mylius-Vigoni ist Teil dieser *großen Geschichte*, die ganz wesentlich eine *europäische Geschichte* ist. Wo diese europäische Kultur bereits Bestand hat und sich durch eine jahrhundertelange geduldige Arbeit herausgebildet hat, darf sie auf keinen Fall verloren gehen oder ein kümmerliches Dasein führen, denn sie bildet die unabdingbare Voraussetzung für die leistungsfähige *Wissensgesellschaft*, deren Schaffung sich Europa heute zum Ziel setzt.

Als Teil dieser großen geschichtlichen Strömung kann der Mikrokosmos Mylius-Vigoni die Funktion einer *Kulturwerkstatt*, die Ignazio Vigoni ihm zugedacht hatte, besser erfüllen. Die Geschichte des *Mylius-Kreises* ist exemplarisch für die Verknüpfung von Kulturförderung, wissenschaftlicher Forschung, technologischer Innovation, Entwicklung und Internationalisierung der Ökonomie, die heute freilich in weitaus komplexeren Formen als den noch so verführerischen des beginnenden 19. Jahrhunderts ins Werk gesetzt werden muss. Es gilt, dieses Geflecht

neu zu erfinden, ausgehend von der spezifischen Identität der Villa Vigoni, die ein im Laufe von rund 170 Jahren angehäuftes Erbe in all seinen Einzelaspekten unversehrt bewahrt hat - genau darin besteht ihre Faszination. Diese Kulturwerkstatt muss also die besonderen Elemente zu erschließen und aufzuwerten verstehen, die aus der Villa Vigoni ein exemplarisches Zeugnis jener *Ursprungsgeschichte des 19. Jahrhunderts* machen, die Walter Benjamin als eine Art Kindheitserinnerung der Moderne gedacht hatte. Gerade weil diese Geschichte in der Villa Vigoni so unmittelbar in Form einer besonders eindrucksvollen *Familiengeschichte* erfahrbar ist, kann diese Kulturwerkstatt sich als *Wertezentrum* darstellen, das in einem idealen Netzwerk mit anderen ähnlichen Orten verbunden ist - und dazu zählt in erster Linie Goethes Weimar, von dem Mylius sich stets auf fruchtbarste Weise inspirieren ließ. Durch die Entfaltung dieser spezifischen Identität kann die *Kulturwerkstatt* Villa Vigoni ihren Funktionen als *Exzellenzzentrum* in den Beziehungen zwischen Italien und Deutschland besser nachkommen und sich in wachsendem Maße dem Modell eines *Center for advanced studies* annähern, das die für den Mylius-Kreis prägende ursprüngliche Verknüpfung zahlreicher Aktivitäten besser als jedes andere wiederbeleben kann.

Der Funktion einer Kulturwerkstatt muss die Villa Vigoni diejenige einer *Kunst- und Architekturwerkstatt* zur Seite stellen. Es geht in erster Linie darum, das bereits mit den Restaurierungsarbeiten Erreichte fruchtbar zu machen, die nicht als abgeschlossener Prozess, sondern als *work in progress* aufzufassen sind, stets neue Funktionen, andere Perspektiven und andere Nutzungsmöglichkeiten entbergen. Die Villa Vigoni präsentiert sich folglich nicht als geschlossener, strikt getrennter Organismus, fast als Fremdkörper im Verhältnis zu ihrem Umfeld und der lokalen Gemeinschaft, sondern lebt in ständiger Osmose mit ihnen. Ignazio Vigoni dachte mögliche neue Funktionen der Villa stets als Momente einer allgemeineren Belebung des Dorfes Loveno (und von ganz Menaggio), so dass die Ortschaft eine quasi ideale Dimension erlangen konnte, genau wie jener Ort, wo Goethes Faust empfand: *Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein*. So musste die Kunst- und Architekturwerkstatt in wachsendem Maße die Funktion einer spezifischen *Umweltwerkstatt* erlangen, eines privilegierten Studienzentrums zur Entwicklung der Kulturlandschaft, das die verbleibenden Zeugnisse der Agrargeschichte zu bewahren versteht.

Die im Jahr 2001 abgeschlossenen Restaurierungsarbeiten haben einerseits durch die Modernisierung und zweckmäßigere, sicherere Gestaltung der Struktur der intensiven kulturellen Aktivität des Zentrums neuen Schwung verliehen, sie haben andererseits durch die Wiederherstellung der Atmosphäre des 19. Jahrhunderts, der Kunstwerke und Einrichtungen bei der Wiederentdeckung der Wurzeln geholfen und den historischen Wert des Hauses und der Gestalt Heinrich Mylius' stärker zu Tage gefördert. So konnten die beiden Instanzen, die Vigoni beseelten, das Alte und das Neue, endlich in einem System zusammenfinden, von dem wir hoffen, dass es sich im Gedenken an Don Ignazio immer harmonischer und fruchtbarer erweisen wird.

In dieser Konvergenz von Alt und Neu kann vielleicht auch die Goethesche Tradition auf nicht bloß rhetorische Weise neu aufleben, wie sie Faustens Weisheit kurz vor seinem Tod entsprang: *Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben / Der taeglich sich erorbern muss.* Eine aus der ständigen Fähigkeit zur Infragestellung des Erreichten rührende tägliche Eroberung ist auch das, was diejenigen erwartet, die auf die ein oder andere Weise in der Villa Vigoni wirken, um das große *Emanzipationspotential*, die außergewöhnliche *kulturelle Energie* noch heute greifbar zu machen, welche die Weimarer Kultur – auch in ihren Ausstrahlungen auf den stillen Mikrokosmos von Loveno – am Anfang der Moderne in sich barg.

PER IL VENTESIMO ANNIVERSARIO DELLA MORTE DI  
IGNAZIO VIGONI<sup>1</sup>

“Rendere omaggio alla tradizione risalente a Enrico Mylius e a Goethe e ridarle nuova vita”: in queste parole di don Ignazio si può cogliere il senso profondo del suo lascito testamentario e la ragione stessa dell’esistenza del Centro Italo-Tedesco di Villa Vigoni. Ma che cosa significa questo riferimento alla tradizione di Mylius e Goethe?

Certo per un germanista è un grande onore – ma anche un compito particolarmente gravoso – quello di rinnovare, in un mondo così profondamente cambiato, la grande tradizione di Goethe. Egli è costretto altresì a porre un’altra domanda preliminare: pur convinto della grande ricchezza della tradizione aperta da Mylius, che l’attività di ricerca condotta da Villa Vigoni riscopre ogni giorno nelle sue ramificazioni e nelle sue diverse sfaccettature, egli si trova inevitabilmente in difficoltà a poter accostare in un solo tratto i due nomi di Goethe e Mylius. Le due ‘tradizioni’ si muovono inevitabilmente su piani diversi, per quanto il *Mylius-Kreis* rispecchi in modo mirabile le aspirazioni e il vasto campo di interessi nutriti dalla *Weimarer Klassik*.

In ogni caso il Centro Italo-Tedesco Villa Vigoni si trova di fronte a questa grande sfida, lasciategli in eredità da don Ignazio: quello di ridare un nuovo senso, in una realtà sociale e culturale totalmente diversa, alle due ‘tradizioni’ di Goethe e di Mylius. Un compito siffatto ci pone ancora di fronte ad altre domande: quale legame può oggi esistere tra Loveno e la Germania, e tra l’attività di oggi e quello che accadeva più di duecento anni fa nel piccolo ducato di Weimar?

Per comprenderlo, occorre mettere a fuoco la figura di Enrico Mylius, un giovane e intraprendente commerciante trasferitosi da Francoforte a Milano nel 1780. In pochi anni riuscì ad affermarsi, grazie ad una inarrestabile crescita economica senza tuttavia perdere di vista al-

---

1. La presente relazione ha tratto proficuo vantaggio dai preziosi suggerimenti storiografici della dr.ssa Christiane Liermann e in genere da una riflessione collettiva che ha coinvolto, la dr.ssa Maria Angela Magnani, il dr. Jens Bortloff e Jürgen Hoffmann. Un arricchimento di questa comune riflessione è inoltre pervenuto dal gruppo di ricerca dell’Università di Ancona, coordinato dalla Prof.ssa Rita Colantonio, che ha elaborato il CD *Villa Mylius - Vigoni. Un microcosmo tra passato e futuro*.

cuni valori, presi a riferimento durante tutta l'esistenza: **l'arte** – come amico di Goethe e Manzoni, grande mecenate e benefattore – e la **fedeltà** che, come egli stesso amava dire, fu la guida sicura della sua vita. Grazie ad un'ampia rete di conoscenze, cresciuta con le proprie attività ormai estese a diversi paesi europei, Mylius fu il promotore di uno scambio, che aprì importanti vie di comunicazione tra altissime personalità della cultura, soprattutto tra Italia e Germania. Ciò trasformò la villa di Loveno, acquistata nel 1829, in un crocevia di incontri ad alto livello.

Questa era la tradizione familiare che apparteneva a don Ignazio; a tutto questo si riferiva Vigoni, che di Enrico Mylius era un discendente, seppur indiretto; per tutto questo lasciò in eredità quanto posseduto a Loveno alla Repubblica Federale di Germania. Egli voleva riaprire il cammino tracciato da Mylius con la creazione di un Centro volto a promuovere le relazioni culturali tra Italia e Germania, o che, secondo quanto da lui stesso scritto nel testamento, doveva essere *sede di un centro di alta cultura italo-germanica*.

Lo statuto dell'Associazione di Villa Vigoni, che definì gli scopi del Centro secondo le indicazioni testamentarie di don Ignazio Vigoni e realizzò le intenzioni espresse da Germania e Italia nel loro accordo stipulato nel 1986 in relazione appunto alla creazione di questo Centro, riprende con grande fedeltà questa volontà espressa dal nobile lombardo: *L'Associazione promuove le relazioni italo-tedesche nei campi della scienza, della formazione e della cultura, incluse le connessioni economiche, sociali e politiche*.

Ignazio Vigoni aveva desiderato infatti che Menaggio e Loveno avessero la possibilità di riscoprire la loro vocazione a luoghi di eccellenza, così come lo erano stati nel passato quando casa Mylius ospitava celebri artisti, politici, industriali e poeti. Questa eredità spirituale egli l'aveva sempre sentita con particolare vivezza: era nato a Milano nel 1905, figlio di Catulla Mylius (discendente da un nipote di Enrico Mylius) e di Giuseppe Vigoni, esploratore, viaggiatore e uomo politico. Dalla famiglia Vigoni gli derivò il titolo di don, di derivazione spagnola, riservato fin dal Seicento ad un preciso ambito di gentiluomini. Rimasto a nove anni orfano di padre, venne educato dalla madre nel solco di una tradizione conservatrice, legata ai valori di un fervido cat-

tolicesimo. Alcuni problemi di salute acuirono in lui una già naturale predisposizione alla riflessione e all'osservazione, che in età adulta trovò compimento negli interessi per la botanica, per la storia e per l'arte, accanto ad una profonda partecipazione per le vicende familiari, che si realizzò in accurati studi genealogici, ancor più intensificati dopo che nel 1951 venne adottato dal cugino Gian Angelo Medici di Marnano, di cui fu sempre orgoglioso di portare il nome.

Amò viaggiare: le mete furono l'Africa, la Terra Santa, e poi i diversi luoghi del mondo ove il suo interesse per la botanica lo conducesse, ma anche l'Italia tutta, alla scoperta dei beni storici e artistici. Fu uomo di grande religiosità e attenzione per il sociale, come dimostrano il suo impegno per i volontari ospedalieri dell'Ospedale Niguarda di Milano e per l'Asilo Infantile di Loveno, di cui fu presidente.

Forse anche la semplice elencazione di queste attività e di questi interessi mostra un altro aspetto della sua personalità: la sua sostanziale apoliticità, la sua estraneità a ogni forma di competizione politica o partitica, il suo tentativo di rimanere ancorato a una visione superiore di determinati valori e principi, prestando scarsa attenzione e interesse alle mutevoli contingenze del dibattito politico.

Vigoni visse così in sé stesso tutte le contraddizioni della sua epoca, fu insieme uomo antico e moderno: antico per quella sua coscienza aristocratica, per quel non riconoscersi, come ripeteva nei suoi scritti, nella nuova società italiana, ed ancora antico per il forte radicamento di quei valori, famiglia, patria, religione, che Vigoni stesso stentava poi a ritrovare nella nuova epoca. Don Ignazio non cercò mai di dissimulare il suo distacco nei confronti della società del dopoguerra, fu un osservatore critico e deluso, a volte anche ironico, degli avvenimenti e delle tendenze di un mondo che non lo attraeva più; egli vide nella caduta della monarchia il compiersi di una scelta errata, che si giustificava solo per gli sbagli di alcuni, usati in malafede come pretesto per eliminare l'istituto monarchico. Intuì che la corruzione e la demagogia, sorte sulla mancanza di tradizione ed educazione della nuova classe dirigente, sarebbero diventate il punto debole della politica italiana, dove egoismo, particolarismo e assenza di ideali portavano a perseguire interessi personali e di partito, minando la crescita della più recente delle democrazie del dopoguerra.

Per questa difficoltà ad adattarsi alla società moderna divenne per lui fondamentale rivolgersi alla tradizione di famiglia e al ruolo sociale svolto dai suoi avi in passato. A fianco di queste convinzioni crebbe però la modernità di don Ignazio, che nel tempo assunse diverse valenze e sfaccettature. Non si può non menzionare la profonda coscienza ed il rispetto del territorio che emerge nei suoi rapporti con il *Fai* (Fondo per l'Ambiente Italiano) o nella lunga militanza in *Italia Nostra*; l'innovativo concetto di tutela artistica che lo vide a lungo impegnato come ispettore onorario delle belle arti e come studioso – tra i cui risultati vale sicuramente la pena di ricordare i pionieristici contributi allo studio sulla scagliola e la oggi preziosissima catalogazione dei beni d'interesse artistico ed architettonico del Centro Lario, vasto repertorio di schede e fotografie affidato, secondo il volere di don Ignazio, alla Società Archeologica Comense, di cui fu socio dagli anni '50 fino alla morte. Vi fu poi la volontà di tenere aggiornata la biblioteca di famiglia, soprattutto grazie a rapporti diretti con grandi studiosi, specialmente con Ludovico Hartmann, storico dell'arte danese, a cui era unito da amicizia e dall'interesse per lo scultore Thorvaldsen, di cui villa Mylius Vigoni conserva ancora oggi uno dei massimi capolavori.

E poi ancora caratterizzò la sua personalità la moderna attenzione e l'approccio scientifico alla botanica coniugati ad una vera passione per piante e fiori, soprattutto orchidee, che lo vide impegnato su diversi fronti, non solo nel vasto parco della villa di Loveno ma anche come presidente dell'Ente Villa Carlotta e della Società Orticola di Lombardia; ed infine – a completare questo quadro articolato di studi e ricerche – il forte interesse per l'architettura dei giardini, che egli trasformò in una vera e propria attività progettuale a fianco di alcuni importanti architetti milanesi dell'epoca.

Certo la vastità stessa di questi interessi, privi di un unico centro motore, può lasciar affiorare il pericolo di un intrinseco dilettantismo, per quanto di altissimo livello. Ma forse questo pericolo fu solo apparente: in questa ritrosia verso un ruolo e un'occupazione definiti, in questo voluto attardarsi in una forma di vita signorile e pressoché solitaria, priva però di ogni interesse per le facili manifestazioni esteriori e attenta ai valori più profondi di un'ideale aristocrazia, vive una personalità ricca di interessi, che avrebbe trovato una degna collocazione



in un romanzo di Adalbert Stifter. Ma soprattutto spicca un altro aspetto fondamentale di quella significativa oscillazione tra antico e moderno prima ricordata: il vivissimo interesse per la *cultura materiale*, per quella *tacit knowledge* incorporata nella produzione agricola ed enologica, nelle tradizioni popolari, nell'artigianato artistico, nella coltivazione dei giardini. Questa cultura materiale si identifica in fondo con una vivissima attenzione all'ambiente e alla natura, con la consapevolezza delle forti radici che legano l'uomo alla comunità che lo circonda e ai luoghi che lo ospitano: solo la trasmissione silenziosa di un sapere accumulatosi nei secoli, che si tramanda oralmente e non si deposita in libri e manuali, permette la sopravvivenza di una comunità in un dialogo produttivo e ininterrotto con la natura e l'ambiente circostanti.

Tutto questo insieme di interessi e di motivazioni trovò un'alta sintesi nell'idea del lascito. Questa idea si collocava sul fertile terreno della tradizione familiare di cui, dopo anni di oblio, don Ignazio fu riscopritore anche con un importante articolo in "Arte Lombarda" nel 1980: questa riscoperta fece crescere le sue personali aspirazioni e arricchì di nuovo spessore le sue idee. Nutrì il desiderio – quasi utopico – che il patrimonio storico, artistico e ambientale, che egli con grande passione e dispendio di risorse si era sforzato di mantenere integro nel corso degli anni, ritornasse al suo originario splendore. Sulla scia di questa sua aspirazione acquistò villa Garovaglio, in cui noi oggi ci troviamo e in cui il nostro Centro espleta la maggior parte della sua attività, preservando così la memoria di una famiglia amica e l'integrità del vecchio borgo.

Vigoni desiderò che il proprio patrimonio di esperienze personali acquisite non andasse perduto, come il ricordo e i significati delle importanti amicizie di famiglia – ad esempio con il famoso esploratore Henry Stanley, con lo scrittore Antonio Fogazzaro e con Achille Ratti, il futuro papa Pio XI. Sul solco di queste amicizie egli collocava i suoi incontri più recenti, come quello nell'aprile del 1964 con l'allora Cancelliere della Repubblica Federale, Konrad Adenauer, il quale trascorrevano le sue vacanze estive nella vicina villa La Collina a Griante. Non è dato di sapere se il ricordo di quell'incontro esercitò più tardi un'influenza sulla decisione di Ignazio Vigoni di lasciare la sua proprietà di Loveno in eredità alla Repubblica Federale: certo dal suo testamen-

to emerge – almeno indirettamente – una fiducia molto forte nell'efficienza mostrata dalla Germania occidentale nella sua capacità di ripresa dalla grave situazione del dopoguerra. Senza voler attribuire retrospettivamente a don Ignazio idee di cui non rimangono esplicite testimonianze, è facile però immaginare che egli potesse nutrire per la personalità di Adenauer una sincera ammirazione, che oltrepassava la comune passione per la botanica e i giardini. Adenauer rappresentava una economia sociale di mercato, che era riuscita a conciliare sviluppo, equilibrio sociale e un diffuso benessere; rappresentava altresì una Germania pacifica, dimentica delle ambizioni di potenza del passato, pronta al dialogo con altre nazioni al fine di una comune costruzione europea. Sotto questo aspetto – agli occhi di don Ignazio – la Germania poteva senz'altro presentarsi come un modello, dal quale l'Italia avrebbe potuto ricevere stimoli fecondi per la sua modernizzazione e per uno sviluppo equilibrato e civile.

Attraverso questo dialogo tra Germania e Italia anche il microcosmo di Loveno avrebbe potuto trarre nuova linfa e rivitalizzare la grande tradizione di Mylius. La via a cui Vigoni pensò, e che chiaramente traspare dalle sue carte, fu quella di creare un luogo di incontro e di dotare Menaggio di un centro convegni, che potesse altamente connotare le attività di tutta la zona; egli studiò così a lungo i sistemi di formazione del comitato scientifico, del tipo di gestione e di attività che questo centro avrebbe potuto svolgere, giungendo persino ad informarsi sulle attrezzature tecniche più idonee.

È difficile – sulla scorta della documentazione rimastaci – dire quando nacque in lui l'idea di nominare la Repubblica Federale quale legatario nel testamento; certamente la riscoperta della Germania avvenne in lui gradatamente, così come gradatamente, sui ricordi della prima educazione, crebbe l'attenzione per la lingua tedesca, come dimostra la quantità di libri letti e annotati in tedesco nella sua biblioteca, soprattutto risalenti agli anni '60 e '70. Egli certo era consapevole che, nei tempi attuali, pochi sarebbero stati in grado di mantenere le proprietà e tanto meno intraprendervi iniziative nello spirito della tradizione di famiglia. Il desiderio di salvaguardare quella tradizione, di sottrarre all'oblio l'illustre passato e su questo passato garantire un futuro al borgo di Loveno, lo indussero ad una lunga riflessione il cui frutto finale fu l'atto di donazione.

Sulla base di questa sommaria ricostruzione della biografia intellettuale di don Ignazio Vigoni possiamo così ritornare alle domande poste all'inizio, e soprattutto considerare in modo più circostanziato i possibili significati di un rinnovamento della tradizione lasciata da Heinrich Mylius all'interno del mutato mondo contemporaneo.

A nostro avviso, è innanzi tutto fondamentale comprendere che la storia del microcosmo Mylius-Vigoni non è fenomeno casuale e circoscritto; questo microcosmo risulta incomprensibile se non è inserito nel quadro più vasto della creazione dei numerosi istituti tedeschi di studio e di ricerca presenti in Italia – e in particolare a Roma e a Firenze. Questa presenza *istituzionale* della cultura tedesca a Roma e in Italia riguarda certo anche altre culture europee, anche se in nessun altro caso raggiunge l'intensità e la densità proprie della presenza della cultura tedesca. Winckelmann e Goethe sono evidentemente i punti di riferimento principali in questo interesse della cultura tedesca verso l'Italia e nella stessa genesi dei numerosi istituti di cultura e di ricerca, che iniziarono a formarsi in genere nel corso del secolo XIX. La ricerca contemporanea ha dedicato sempre più attenzione alla ricostruzione di una storia ancora precedente a Winckelmann e della quale Winckelmann fu erede, attraverso la quale Roma soprattutto divenne nel corso del secolo XVII la capitale culturale e scientifica dell'Europa e il principale centro di elaborazione di un canone classicista, derivato dalla sistemazione della grande tradizione rinascimentale. La *microstoria* Mylius-Vigoni rientra in questa *grande storia*, che è fondamentale una *storia europea*; questa cultura europea, laddove è già in opera e si è formata attraverso il lavoro paziente dei secoli, non deve in alcun modo andare dispersa o sopravvivere affannosamente, perché essa forma la premessa indispensabile di quella efficiente *società della conoscenza*, che l'Europa si prefigge oggi di costruire.

Se il microcosmo Mylius-Vigoni si inserisce in questa grande corrente storica, esso può meglio assolvere quella funzione di *laboratorio culturale*, che Ignazio Vigoni aveva progettato. La storia del *Mylius-Kreis* è esemplare per quell'intreccio tra promozione culturale, ricerca scientifica, innovazione tecnologica, sviluppo e internazionalizzazione dell'economia, che oggi evidentemente deve essere attivato in forme assai più complesse di quelle ancora così suggestive proprie del primo

Ottocento. Questo intreccio deve essere reinventato proprio a partire dalla specifica identità di Villa Vigoni, che ha mantenuto integro in ogni suo aspetto un patrimonio ereditato e accumulatosi nel corso di circa 170 anni; in ciò consiste il suo fascino. Questo laboratorio culturale deve quindi saper valorizzare gli elementi peculiari che rendono Villa Vigoni una testimonianza esemplare di quella *storia originaria del XIX secolo*, che Walter Benjamin aveva ideato come una sorta di “memoria infantile” della modernità. Proprio perché all’interno di Villa Vigoni questa storia è così immediatamente percepibile nella forma di una *storia familiare* di particolare intensità, questo laboratorio culturale può configurarsi come un *Wertezentrum*, un *centro di valori* collegato in un ideale *network* a altri luoghi affini – quali, in primo luogo, quella Weimar goethiana dalla quale Mylius trasse sempre feconda ispirazione. Attraverso il dispiegarsi di questa sua specifica identità, il *laboratorio culturale* Villa Vigoni può meglio svolgere quelle funzioni di *centre of excellence* nelle relazioni tra Italia e Germania e avvicinarsi sempre più a quel modello di *center for advanced studies*, che più di ogni altro può rivitalizzare quell’intreccio originario di attività molteplici proprio del *Mylius-Kreis*.

Alla funzione di laboratorio culturale, Villa Vigoni deve affiancare quella di un *laboratorio artistico e architettonico*. Si tratta in primo luogo di valorizzare quanto realizzato con il restauro, che non deve essere considerato come un processo concluso, ma come un aperto *work in progress*, che riscopre sempre nuove funzioni, prospettive diverse, altre possibilità di fruizione. Villa Vigoni quindi non si presenta come un organismo chiuso e rigidamente separato, quasi estraneo, dalla comunità circostante, ma vive di un’osmosi continua con essa. Ignazio Vigoni pensò sempre alle nuove possibili funzioni della Villa come momento di una più generale rivitalizzazione del borgo di Lovenò – e in genere di Menaggio; il borgo poteva così assumere quasi una dimensione ideale, proprio come quel luogo dove il Faust goethiano avvertiva di poter essere veramente uomo: *Hier bin ich Mensch, hier darf ich’s sein*. In tal modo il laboratorio artistico e architettonico doveva sempre più assumere la funzione di uno specifico *laboratorio ambientale*, di un centro di studi privilegiato sull’evoluzione del paesaggio culturale, capace di preservare le testimonianze di storia agricola ancora rimaste.

La campagna di lavori di restauro, terminata nel 2001, se da un lato ha permesso di dare nuovo slancio all'intensa attività culturale di Villa Vigoni, modernizzandone e rendendone funzionale e sicura la struttura, ha dall'altro aiutato a riscoprirne le radici e riproposto con maggior vigore il valore storico della casa e della figura di Enrico Mylius, attraverso il recupero delle atmosfere ottocentesche, delle opere d'arte e degli arredi. Sono venute così finalmente ad incontrarsi le due istanze che animavano Vigoni, l'antico e il moderno, in un sistema che speriamo sempre più armonico e fruttuoso in memoria di don Ignazio.

In questa convergenza di antico e moderno forse può tornare a rivivere in modo non retorico la stessa tradizione goethiana. *Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben / Der taeglich sich erorbern muss*: la libertà e la vita sono meritate solo se riconquistate quotidianamente, affermava la saggezza di Faust prima di morire. È altrettanto una riconquista quotidiana, che deriva dalla capacità costante di rimettere in discussione gli stessi risultati acquisiti, quella che attende chi opera in modi diversi a Villa Vigoni, al fine di poter ancora rendere tangibile quel grande *potenziale di emancipazione*, quella straordinaria *energia culturale*, che la cultura di Weimar – anche nelle sue irradiazioni sul raccolto microcosmo di Lovenò – serbò in sé alle origini della modernità.

ALDO VENTURELLI

DON IGNAZIO VIGONI, CULTORE DI BELLE ARTI E PROGETTISTA  
DI GIARDINI: RICORDI E RIFLESSIONI

Ho ricordi molto precisi di Ignazio Vigoni. Era grande amico di famiglia, soprattutto di mio padre: quasi coetanei – mio padre nacque nel 1901, Ignazio nel 1905 – vennero cresciuti in quella sorta di amichevole consuetudine che era tradizione delle due famiglie, profondamente legate a questa incantevole zona del territorio lariano. Le nostre proprietà distavano non più di 500 metri; mi rivedo bambino accompagnare mio padre a trovare il suo amico e passare, grazie ad una chiave che gli era stata consegnata, attraverso una piccola porta che si apriva lungo la via verso il cimitero di Loveno, per entrare direttamente nel parco Vigoni. Ricordo anche come Ignazio, celibe, amasse qualche volta circondarsi oltre che degli amici anche dei loro figli ed organizzasse nella sua proprietà raduni per questi ragazzi, a cui io stesso partecipavo.

Nonostante la differenza d'età, anche io ho avuto occasione di approfondire la conoscenza di Ignazio, soprattutto attraverso le sue numerose attività culturali, essendomi interessato, come lui, nel dopoguerra alla tutela del patrimonio storico, artistico e naturalistico, con l'adesione a diverse associazioni come *Italia Nostra*, il *Fai* (Fondo per l'Ambiente Italiano), l'*Associazione Dimore Storiche* ed altro. Vigoni ha svolto un'attività molto intensa in questo settore, credeva ed era fortemente impegnato nella tutela – non mancò mai di partecipare a convegni ed iniziative in questo campo – ed ha ricoperto – nonostante il carattere schivo e riservato – cariche importanti. Accettò con entusiasmo la presidenza dell'Ente Villa Carlotta; fu Ispettore Onorario delle Belle Arti per la zona del Lago di Como, Presidente della commissione per le bellezze naturali a supporto dell'attività della Soprintendenza. Fummo insieme membri del Consiglio Nazionale di *Italia Nostra* (Vigoni ricopriva il ruolo in rappresentanza del *Touring Club Italiano*); ricordo i voli fatti insieme verso Roma, per le riunioni del consiglio direttivo e questa frequentazione che mi ha consentito di conoscerlo meglio; credo di poter dire di aver potuto ben comprendere il suo tipo di carattere: un gentiluomo straordinario, di grande raffinatezza, ma anche schivo, austero, generoso ma quando occorreva anche caustico

e pungente. Indubbiamente era poi un uomo di grandissima cultura – direi europea; parlava quattro lingue e questo gli aveva dato modo di frequentare e di conoscere persone, ambienti ed attività ben oltre i confini nazionali.

A lui mi legava anche la passione per il giardinaggio e per la botanica; io sono architetto di giardini e Ignazio dedicò molto tempo a ideare e realizzare giardini. Come ho già ricordato, una delle cariche che ricoprì con più entusiasmo fu quella di Presidente dell'Ente Villa Carlotta, per la quale si prodigò – anche come atto di servizio al proprio Paese essendo villa e parco di proprietà statale – nel conservarne e migliorarne ove possibile il grande giardino botanico. I miglioramenti da lui apportati durante gli anni di gestione dell'Ente Villa Carlotta furono notevoli e credo che fra l'altro sarebbe molto soddisfatto nel vedere oggi il nuovo riallestimento - significativo e colto – degli interni di Villa Carlotta, che lui certo avrebbe molto apprezzato e caldeggiato.

Tuttavia, nell'avvicinarmi ad una riflessione sull'attività di Ignazio Vigoni nel campo del giardinaggio, non posso non ricordare che qualche anno fa coordinai proprio qui a Villa Vigoni un seminario di studio sull'architettura paesaggistica fra Italia e Germania, che ebbe come punto di partenza il parco Mylius-Vigoni, una delle principali realizzazioni del grande architetto paesaggista italiano dell'Ottocento Giuseppe Balzaretto. Balzaretto fu senza dubbio una figura rilevante nel panorama artistico della Milano ottocentesca, sia per le sue opere in muratura, sia – e soprattutto – per i giardini che ideò. In quest'ultimo settore svolse un'attività molto intensa, con interventi di rilievo come il progetto dei giardini pubblici di Milano, una delle principali realizzazioni dell'epoca. Il fatto che il Balzaretto sia stato chiamato a realizzare il parco Mylius-Vigoni (ed anche la strada che conduce da Menaggio a Loveno) è segno evidente di quale attenzione la famiglia rivolgesse al suo parco, attenzione e cura ben ripagate dal Balzaretto che qui creò uno dei suoi capolavori. Un ambiente familiare così ricco di interesse e cura per l'arte dei giardini e la possibilità di vivere e crescere in un luogo del genere, sono forse alcune delle ragioni per le quali Ignazio Vigoni sviluppò la passione per il giardinaggio e per la botanica. Un altro elemento non trascurabile è il contatto con generazioni di giardi-

nieri esperti, veri e propri serbatoi di esperienza come Riccardo Peroggi che io stesso ricordo molto bene; accanto a persone del genere Ignazio ebbe senza dubbio tutte le possibilità di capire, apprezzare, seguire un'attività di cultura e coltura del giardino con un impegno diretto. E non credo di sbagliare nell'affermare che la sua specializzazione ebbe origine qui e qui divenne subito molto importante. Ancora altre ragioni sono all'origine di questa vocazione. Probabilmente c'era anche il fatto che l'ambiente sociale di Ignazio a quell'epoca sviluppava analoghi interessi, soprattutto nei giovani degli anni '30, educati alla cura e alla passione del giardino. È illuminante a questo proposito che una delle cariche ricoperte da Vigoni sia stata quella di presidente della *Società Orticola di Lombardia*, immediatamente dopo mio padre Pasino Bagatti Valsecchi, succeduto a sua volta al conte Carlo Gola: tre amici d'infanzia presidenti uno dopo l'altro della stessa società degli amatori dei giardini di Milano.

Accanto a questa attività amatoriale, recenti ricerche di archivio hanno fatto riemergere una parallela occupazione di Ignazio Vigoni nell'architettura dei giardini che, se non proprio professionale, è comunque di un certo rilievo. Vigoni non era laureato in architettura del paesaggio – fra l'altro all'epoca questa laurea in Italia non esisteva ancora – eppure fu in grado di portare a termine oltre un centinaio di interventi, di maggiore o minore importanza, nel campo proprio dell'architettura dei giardini, attività che probabilmente iniziò e proseguì grazie ad amicizie e frequentazioni con architetti importanti: Ignazio fu molto amico di Luigi Caccia Dominioni, di Lodovico Belgioioso e per entrambi lavorò nella realizzazione di giardini a contorno dei loro edifici.

Una delle sue opere più importanti, il giardino realizzato al posto dell'ex Verziere milanese, un giardino pubblico di notevoli dimensioni, fu probabilmente possibile proprio grazie alla chiamata da parte dell'architetto Caccia Dominioni, che per quel luogo aveva ideato una grande fontana monumentale. Vigoni ideò giardini per Enti pubblici e per privati cittadini; per esempio, posso citare famiglie come i Cicogna Mozzoni, i Dubini, i Giusti del Giardino a Verona, i Gerli a Bellagio, i Gallarati Scotti a Castellazzo di Rho presso Milano e probabilmente anche a Bellagio, e poi i Borletti, i Bassetti, i Bolchini. In sin-



tesi si può ben affermare che lavorò per l'alta società e per la borghesia, soprattutto milanese, che nel dopoguerra in lui trovarono un consulente esperto in una materia in cui non vi erano che pochi professionisti, come il fiorentino Pietro Porcinai, laureatosi e specializzatosi in Germania e in Inghilterra.

Le assidue frequentazioni di Ignazio Vigoni con architetti di fama, le sue conoscenze botaniche ed uno spiccato buon gusto per le sistemazioni a giardino permisero che diventasse quasi un professionista in questa attività, andando ben oltre un mero dilettantismo. Ed erano appunto il suo grande bagaglio di conoscenze ed il suo fine gusto che evidentemente piacevano ad un certo tipo di pubblico, che ne riconosceva l'eccezionalità e che lo ricercava. Il processo formativo di Ignazio Vigoni, quel suo "sentire" e "praticare" il giardino, è ben raccontato dallo stesso Vigoni nel *Laudator Temporis Acti*, le sue memorie. Vale la pena di riproporre quelle pagine ove traspare tutta la sua mentalità naturalistica ed ambientalistica:

*Fino dall'infanzia ho amato la natura, gli animali, le piante. La mia famiglia possiede un giardino nel quale è palese la mano del buon architetto – è infatti l'opera del Balzaretti – e alcuni alberi rari gli hanno conferito una certa notorietà. Il Balzaretti era amico di casa e confidando ai miei zii e a mio padre alcuni segreti del mestiere aveva suscitato in loro la passione per il giardinaggio. Così crebbi in un ambiente dove questo era uno degli argomenti capitali della conversazione nelle placide serate autunnali attorno alla lampada a petrolio. Per un albero da abbattere, per una nuova prospettiva da aprire, per qualche pianta rara da comperare, si radunava una specie di consiglio di famiglia. Interveneva Riccardo, nato, vissuto e morto ottantanovenne in casa nostra: dignitoso, educatissimo, usava indossare come tutti i capi giardinieri di allora, il gilet senza la giacca con le immancabili forbici al taschino e di botanica ne sapeva quanto un professore. [...] Durante il lungo soggiorno a Davos (Ignazio Vigoni vi trascorse un periodo per ragioni di salute) mi dedicai allo studio dell'architettura dei giardini, consultando in prevalenza testi tedeschi ed inglesi, allora all'avanguardia, e scrissi qualche articolo per riviste. Più tardi incominciai ad essere interpellato per qualche parere e a progettare giardini. Il caro buon Riccardo rimase il mio miglior mae-*

*stro. Mi sono potuto convincere (e da qui traspare il suo approccio alla materia) della fondamentale importanza della struttura nella creazione del giardino, della assoluta necessità che nel suo schema essenziale, essa prevalga nettamente sulla decorazione. Concetto di struttura che si concreta nella presenza di un tema, di un fulcro e nella ricerca degli accorgimenti atti a metterli in evidenza, resistendo alla tentazione di affogarli tra numerosi ammennicoli. L'insoddisfacente risultato di molti moderni giardini italiani è per l'appunto dovuto alla mancanza di disegno, al fatto che la linearità è soffocata dall'esuberanza dei particolari. Nei particolari, con visione particolaristica e con l'assenza di un concetto d'assieme viene concentrata l'attenzione di molti progettisti. La tattica in luogo della strategia. La mentalità dell'arredatore, per non dire del tappezziere, prevalente su quella dell'architetto. Certi assurdi accostamenti prodotti da una fondamentale lacuna nella cultura umanistica. E per contro molte occasioni mancate a cagione della povertà delle idee e delle nozioni, sebbene la gamma delle piante ornamentali non sia mai stata tanto ampia quanto ora. [...] E ancora: il valore dello spazio. Già il Le Nôtre (il grande architetto francese del Seicento), rimproverava al giardino italiano, dal quale aveva pure appreso una non sterile lezione, l'insufficienza dello spazio, l'eccessivo accumulo di elementi decorativi, il respiro soffocato. Un altro fattore che non viene sempre tenuto nel dovuto conto è quello dell'ambientazione, dell'inserimento del giardino nel paesaggio, anzi dell'armonica comunione con questo. Seguendo un concetto superato, si tende spesso a fare del giardino, un pezzo, una sedicente opera d'arte, la bella torta confezionata da un illustre pasticciere. Si trova talvolta, accanto a quello del paesaggio, un altro elemento di grande valore: la traccia lasciata da un'antica tradizione di civiltà rurale. Uliveti, terrazzi delimitati da muri a secco bellissimi per la secolare patina, è un delitto il distruggerli. Quello del progettista dei giardini, già arduo per la difficoltà di prevedere le dimensioni che le piante adulte raggiungeranno, non è soprattutto in Italia un facile e sempre gradevole mestiere. L'ignoranza di molte persone è tale da far rimanere pietrificati, e si completa con un'irragionevole impazienza, con la ricerca ad ogni costo dell'effetto immediato e delle soluzioni vistose. Si vuole il colpo d'occhio (pour épater le bourgeois). I*

*gusti si vanno standardizzando e poiché “il cliente ha sempre ragione” i vivai sono orientati verso la produzione di massa delle poche varietà più richieste. Volgarità. Il cliente, uscito stremato dalla costruzione della villa, che non di rado avrà superato del doppio il costo previsto, si affanna a riversare sul giardino la rabbia compressa, la voglia di risparmiare un poco di denaro. Oppure, dopo essere rimasto a lungo succube dell’architetto, vede nel giardino la sospirata occasione per dare finalmente via libera alla mania di sfogare i propri capricci. Non senza le forze di rincalzo rappresentate dalla moglie, dalle figlie o dall’amante alle quali nulla può essere rifiutato. Accade ormai raramente di incontrare persone comprensive, persone aventi l’hobby del giardinaggio o addirittura la specializzazione in una sua branca. Persone per le quali le piante non rappresentino oggetti inerti, ma cose vive con tutte le esigenze ma anche con il fascino delle creature viventi. Tra queste rare persone ho avuto il conforto di vedere nascere sincere, profonde, carissime amicizie.*

Ecco la summa della concezione del giardinaggio di Ignazio Vigoni, molto ben sintetizzata, oltre che esemplificativa del carattere del personaggio: la conoscenza botanica approfondita, la sobrietà e la semplicità delle scelte, la valorizzazione del preesistente, la ricerca ambientale con lo studio di un legame con i luoghi in cui il giardino viene ad essere situato. Vorrei concludere esortando Villa Vigoni a valorizzare questo tipo di attività di Ignazio Vigoni, con uno studio della sua opera nel campo dei giardini, di notevole significato.

PIER FAUSTO BAGATTI VALSECCHI

## WIE EIN BILD ENTSTEHT

*Geboren in 1924 in Schwetzingen. Nach Volksschule Lehre als Maurer (Praktikant). Bautechniker. Studium der Malerei an den Akademien Stuttgart (1946–48) und Karlsruhe (1948–49). Freier Maler ab 1950. Etwa 3 Jahre Bühnenbilder an verschiedenen Bühnen. 1958: Sommerakademie Salzburg bei O. Kokoschka und G. Manzu. 1968: Beginn mit der Technik des Farbholzschnitts. 1970: Mitglied bei "Xylon". Zahlreiche Grafikeditionen, Mappenwerke, Plakate und Buchillustrationen. Beschäftigung in einer Ziegelei mit Terracotta, Engobe- und Glasurmalerei. "Kunst am Bau" Projekte in Beton, Keramik, Eisenplastik, Wandmalereien und Glasfenster.*

*Seit 1958 verheiratet, 2 Söhne, lebt und arbeitet in Schwetzingen und in einen pfälzischen Dorf. Bekannt als Porträtist. Ausgedehnte Reisen. 1989 Stipendiat der Edward Munch-Stiftung in Ekely/Oslo. 1994 Verleihung der Karl Theodor-Medaille der Stadt Schwetzingen.*

Gerne komme ich dem Wunsch der Freunde des Förderkreises nach, über das Entstehen des Porträts von Don Ignazio Vigoni in diesem Jahr zu schreiben.

Villa Vigoni rief mich im Frühjahr 2002 an, ob ich Interesse hätte, ein Porträt des verstorbenen Stifters der Deutsche-Italienisches Zentrum zu malen. Natürlich reizte mich diese Aufgabe, und ich sagte zu. Zum besseren kennenlernen meiner Malerei, schickte ich umgehend Kataloge, Reproduktionen meiner Figurenmalerei nach Loveno, doch es dauerte noch eine Weile, bis der erste Kontakt erfolgte. Herr Dr. Gassert, Mitglied des Kuratoriums – er wohnt wie ich in der Nähe von Heidelberg, schrieb mir einen Brief, wir lernten uns kennen, das heißt – er besuchte mich in meinem Atelier zu einem ersten Gespräch. Ich glaube, er sagte beim Anblick meiner Bilder, daß er überzeugt von meiner Porträtmalerei sei.

Don Ignazio war vor fast 20 Jahren verstorben, ich musste also ein Porträt nach vorhandenen Fotos malen. Herr Dr. Gassert schlug vor, dass ich erst nach Loveno di Menaggio fahren solle, um das Ambiente, den Geist und die Kultur der Villa Vigoni kennenzulernen.

Nach meiner Ankunft dort war ich natürlich tief beeindruckt vom

kultivierten Charakter der beiden Häuser, den die Familien Mylius und Vigoni in den beiden letzten Jahrhunderten dort geschaffen hatten. Die erlesenen Sammlungen und Schätze, die Bilder sind von musealer Bedeutung and Qualität, ich nenne nur 2 Namen: Francesco Hayez mit einem zauberhaften Damenporträt und Giovanni Boldini mit elegantem Herrenbildnis in Pastell. Eine solche Kollektion mit einem weiteren Porträt fortzusetzen, ist eine äußerst anspruchsvolle Aufgabe, die viel Konzentration und Hingabe verlangt. Schwierig war der Auftrag, weil nur ein kleines Paßfoto (schwarz – weiß) von Don Ignazio existierte und noch ein farbiger Abzug eines im freien gemachten Fotos in ganzer Figur von ihm. Sein Gärtner, Sig. Miro Peroggi, konnte mir noch eine gute Beschreibung von seiner Person, seinem Wesen und seiner Erscheinung vermitteln, damit mußte ich zurechtkommen.

Um sicher zu gehen und allen Beteiligten Enttäuschungen zu ersparen, offerierte ich – nach dem ich wieder zu Hause war – Herrn Dr. Gassert, zuerst zwei Studien in verschiedener Größe auf Papier zu malen, um dem Kuratorium eine Vorstellung von dem endgültigen Porträt zu vermitteln. Herr Dr. Gassert nahm beide Studien mit nach Loveno, und man traf dort die Entscheidung. Danach begann ich – nach seiner Rückkehr – die Arbeit an dem endgültigen Porträt. Wie das üblich ist auf einer sehr guten Malleinwand die genaue Vorzeichnung mit Kohle, bis ich glaubte, Figur und Physiognomie gut getroffen zu haben. Mit der Ölfarbe erste großflächige Untermalung der wichtigsten Farbtöne. Inkarnat, Kleidung, Kravatte und Hintergrund. Drei Wochen malte ich fast täglich – jedoch nie länger als 1 – 2 Stunden, um am nächsten Tag mit neuem Urteilsvermögen weitermalen zu können. Nach diesen 3 Wochen glaubte ich, nichts mehr besser machen zu können an der Porträt, ich mußte das Urteil in Loveno abwarten.

Herr Dr. Gassert war nun der erste Betrachter, der das Porträt hier bei mir in meinem Atelier zusammen mit seiner Frau zu Gesicht bekam. Er hatte ja Don Ignazio nicht erlebt, jedoch als Bild gefiel es ihm und seiner Frau. Wir vereinbarten, daß ich das Porträt nach Loveno bringen sollte – im Juli fuhr ich dann mit dem Wagen nach Loveno.

Die letzte kritische Prüfung musste das Bild dann noch vor der Augen von Herr Miro Peroggi und Frau Rosella Peroggi (ehemalige Sekretärin von Don Ignazio) bestehen. Beide waren sofort – so empfand ich

es – von der Lebendigkeit des Ausdrucks und seiner charakteristischen Haltung überrascht und gaben ihre Zustimmung. Als Porträtist bangt man natürlich bis zum Schluß einer solchen Aufgabe, ob alle Beteiligten überzeugt sind – wenn ja, wie in diesem Falle ist es eine Bestätigung der eigenen Arbeit.

Nun hängt das Bild in der Villa Garovaglio, und ich hoffe, daß es immer dem Andenken von Don Ignazio Vigoni gerecht wird.

HEINZ FRIEDRICH

**VIGONI-FORUM:**

**Wie macht Europa Geschichte?**

*FORUM VIGONI:*

*Come fa Storia l'Europa?*





## ALTES ALS ZUKUNFTSOPTION: DAS IDEAL DER KLASSIK

Im Zuge der Auseinandersetzungen um den Irakkrieg in diesem Frühjahr hat der amerikanische Verteidigungsminister Donald Rumsfeld vom 'alten Europa' gesprochen. Das Schlagwort beherrschte eine Weile die Medien und löste Emotionen aus: Es hatte offensichtlich getroffen. 'Alt' war dabei zunächst entschieden pejorativ gemeint, im Sinne von 'veraltet, rückständig, unzeitgemäß', ja es evozierte geradezu die Vorstellung von Altersschwäche, die handlungsunfähig macht; den implizit mitgedachten Gegensatz bildete ein junges, dynamisches, somit zukunftsorientiertes Amerika. Indes nahm die Debatte einen bemerkenswerten Verlauf, indem Rumsfeld die offensive Note seiner Äußerung nachträglich zu korrigieren suchte: Er habe 'alt' nicht als Beleidigung, sondern als Liebkosung, mithin als Ehrentitel gemeint!

In dieser semantischen Spanne, in der das Wort 'alt' hier verwendet wird, ist etwas fruchtbar gemacht, was tatsächlich konstitutiv mit Europa zu tun hat – und daß dies gerade der keineswegs für übermäßige Differenzierungsneigungen bekannte amerikanische Verteidigungsminister getan hat, weist darauf, daß es sich um eine tief verankerte Vorstellung handelt. Denn nicht nur, daß Europa einfach über ein hohes Alter verfügte, vielmehr bildet das Alte in seiner fast dreitausendjährigen Schriftkultur auch einen maßgeblichen Gegenstand der Reflexion. Das Epitheton 'alt' oszilliert dabei in seiner Bewertung eben auf jener Skala von negativer und positiver Akzentuierung: zwischen 'veraltet, überholt' einerseits und 'alt' als autoritätsgebietender, verpflichtender Bezugspunkt andererseits.

Dies allein wäre allerdings noch nicht außergewöhnlich; entscheidend ist vielmehr, daß im Laufe der europäischen Geschichte immer wieder der Schritt getan worden ist, das Alte als Orientierungspunkt für die Gegenwart, als Norm oder sogar als Ideal zu setzen und zu aktualisieren: das Alte also als Zukunftsoption fruchtbar zu machen. Wenn Altes normativ wird und ihm ein exemplarischer Stellenwert beigemessen wird, wird es klassisch. Und in der Tat zeichnet sich Europa dadurch aus, daß es geradezu über eine Folge von Klassiken verfügt.

Der Begriff 'klassisch' stammt aus dem Lateinischen und ist aus dem sozialen Bereich, der Einteilung der Römer in fünf Vermögensklassen,

übertragen: 'classici' sind steuerzahlende Bürger im Gegensatz zum proletarius, der dem Gemeinwohl nur durch seine Nachkommen dient. Der Begriff findet sich bereits seit der späten Republik auch auf den Schriftsteller übertragen: Ein classicus scriptor ist ein solcher, der in den Kanon der mustergültigen Autoren aufgenommen worden ist – vielleicht in dem Sinne, daß die Späteren von seinen Einzahlungen zehren können.

Ich habe mit Absicht bislang von 'klassisch' gesprochen, da das Substantiv 'Klassik' eine relativ junge Neuschöpfung des 19. Jahrhunderts ist, und zwar speziell in Deutschland: Zunächst für den Bereich der Literatur gültig, wird es später allgemein auf alle Künste übertragen, wie z.B. in der Musik auf die sogenannte 'Wiener Klassik'. Der Begriff hat spezifische geschichtsphilosophische Implikationen, weshalb er auch in die romanischen Sprachen keinen Eingang gefunden hat: 'classicismo' und 'classicisme' sind keineswegs deckungsgleich mit 'Klassik'. Mir geht es an dieser Stelle allerdings nicht um die Besonderheiten des deutschen Klassikbegriffs, sondern um ein allgemeines Strukturmerkmal, das bereits aus der lateinischen Begriffsverwendung erhellt. Dazu zunächst noch einige Vorbemerkungen:

- (1) Jemanden als vorbildlich zu erklären, setzt Auswahl, mithin Kanonbildung voraus (auf griechisch heißen 'Klassiker' übrigens "die Ausgewählten").
- (2) Auswählen bedingt Abstand, Kanonbildung erfolgt immer erst aus der Distanz: Klassik ist insofern ein Rezeptionsphänomen, Klassiker können immer nur die Alten sein.
- (3) Die Auswahl geschieht nicht um der Vergangenheit, sondern um der Gegenwart willen – die Alten bilden, um nochmals die gezielt paradoxe Formulierung aufzugreifen, die Zukunftsoption.
- (4) Damit kann sich die Auswahl auch ändern: Was das normative Alte ist oder was an ihm als normgebend begriffen wird, kann im Wandel der Zeiten neu festgesetzt werden. Es handelt sich mithin um eine dynamische Relation, zumal das Verhältnis zum Alten grundsätzlich kompetitiv ist: Die Norm, die das Vorbild und Muster repräsentiert, soll selbst realisiert werden, und die Rezeption des Klassikers verhilft dazu. Damit trägt eine Re-

zeption, sofern sie gelingt und späterhin überzeugt, potentiell den Keim zu einer neuen Klassik in sich.

In der Neuzeit ist nun insbesondere die griechisch-römische Antike immer wieder in dieser Weise als Zukunftsoption funktionalisiert worden: Das gilt für die Renaissance, für die französische Klassik oder die Weimarer Klassik. Man hat treffend geradezu von einer 'Konzeptualisierung der Antike als Legitimation literarischer Modernisierung' gesprochen. Der Typus des Rekurses selbst indes stammt von den Römern, die erstmals in agonaler Auseinandersetzung mit einem als 'klassisch' begriffenen Alten – der griechischen Literatur und Kultur – etwas hervorgebracht haben, was dann später selbst als Klassik gelten konnte. Diese Auseinandersetzung mit der klassischen griechischen Kultur ist von reicher Reflexion begleitet und reicht zugleich in nationale Selbstauffassung hinein; sie ist damit für alle späteren Klassiken immer wieder Bezugspunkt und Vorbild geworden, nicht zuletzt dadurch, daß erst durch die römische Rezeption die griechische Kultur als ein vorbildhaftes Muster überhaupt fruchtbar gemacht worden ist.

Im folgenden will ich versuchen, einige charakteristische Merkmale dieses Vergangenen, Gegenwart und Zukunft so ingenüös vernetzenden Referenzsystems 'Klassik' – um den Titel des diesjährigen Vigoni-Forums "Wie macht Europa Geschichte" aufzugreifen: denn Klassik hat europäische Geschichte gemacht – am Beispiel der römischen Klassik aufzuzeigen. Ich beschränke mich dabei auf die Literaturgeschichte, für die der Begriff auch zunächst ausdrücklich entwickelt worden ist, was auf den hohen Stellenwert weist, der der Schriftkultur in der europäischen Geschichte zukommt. Es seien insbesondere drei Aspekte herausgehoben: Zum ersten Grundzüge der kulturellen Auseinandersetzung Roms mit Griechenland unter der Perspektive, wie die Fähigkeit zur Gleichrangigkeit Bestandteil des Selbstbewußtseins wird; zum zweiten, wie sich mit dem Verfahren, durch Anschluß an die Vergangenheit 'Geschichte zu machen', zugleich ein eigener normativer Anspruch verbindet; zuletzt schließlich einige Folgen solcher Benutzung von Geschichte unter der Zielvorgabe von Optimierung und Perfektionierung.

Ich komme zum ersten Punkt. Kürzlich hat der Historiker Michael Borgolte unter dem programmatischen Titel "Europa entdeckt seine

Vielfalt’, was sich hier auf die Zeit von 1050-1250 bezieht, die These vertreten, daß bei aller Diversität zugleich ein beständiger Prozeß von Akkulturation zu beobachten sei, der den Kontinent bis heute nachhaltiger präge als jedes politische Einheitsversprechen: Europa sei geradezu ‘Kommunikation untereinander’. Solche unter dem Vorzeichen von Akkulturation stehende Kommunikation entspricht eben dem römischen Modell der kulturellen Auseinandersetzung mit Griechenland. Ihre Grundrichtung findet sich in einem Vers des Horaz prägnant gefaßt: Das eroberte Griechenland habe seinerseits den wilden Sieger erobert und die Kunst in bäurische Latium gebracht. Die zugespitzte Antithese mit ihrer inneren Gegenstrebigkeit scheint auf ein Selbstbild zu verweisen, in welchem sich die römische durch die griechische Kultur als majorisiert betrachtet. Die Beobachtung von Prozessen nationaler Identitätsbildung in der Moderne läßt erwarten, daß gegen eine solche durch die militärische Metaphorik nachgerade als gewaltsam suggerierte Überformung eine Gegenbewegung einsetzen müsse, die die Emanzipation der eigenen Kultur zum Ziel habe. Indes liegen die Verhältnisse komplexer.

Zunächst kann als auffällig hervorgehoben werden, daß die Kulturbringerschaft der Griechen in Rom nicht in Frage gestellt wird; im Gegenteil bleibt immer präsent, daß seit dem dritten vorchristlichen Jahrhundert, mit der militärischen Expansion des Imperium Romanum in griechisches Gebiet, im Gegenzug ein beispielloser Kulturtransfer stattfindet, der die römische Gesellschaft tiefgreifend verändert; man hat geradezu von einem “dramatischen Akkulturationsprozeß” gesprochen. Hierunter fällt insbesondere die Übernahme des Literatursystems. Eine besondere Eigentümlichkeit besteht dabei darin, daß der einmal gesetzte Bezug auf griechische Muster späterhin keineswegs aufgegeben wird, sondern konstitutiv bleibt, ja mit Nachdruck präsent gehalten wird, so daß geradezu gilt, “daß das besondere Kriterium der römischen Literatur ihr Verhältnis zur griechischen ist”. Solche Bezugnahme findet sich nun allerdings nicht als Abhängigkeit und Beschränkung, sondern als besondere Leistung vorgestellt: So ist Horaz stolz darauf, als erster in Rom in der Art der frühgriechischen Dichter Sappho und Alkaios Verse verfaßt zu haben. Vom Selbstverständnis der Nachahmung als hochrangiger kultureller Leistung zeugt die Vergil zuge-

schriebene Äußerung, es sei leichter, dem Herkules die Keule als dem Homer einen Vers zu entreißen.

Das Verhältnis zu den Griechen ist dabei durchaus agonal, wie aus der Deutung der eigenen literarischen Entwicklung als Fortschritt und Aufstieg deutlich wird. In den verschiedenen Gattungen werden Marken ausgemacht, von denen an die Römer mit den Griechen konkurrieren können; so erkennt Cicero beispielsweise in der Rhetorik das griechische Niveau erstmals mit Antonius und Crassus erreicht. Die Vorgabe wird somit als Herausforderung begriffen, entsprechend findet sich die eigene Entwicklung als Gewinn des dort vorgegebenen Standards interpretiert. Daß hierbei durchaus auch mit einer Überbietung der Vorgabe gerechnet wird, zeigt ein Vers des Properz über Vergils noch unvollendete *Aeneis* – eines Epos, das mit dem Gipfel aller vorangegangenen Epik, mit Homer, konkurriert –, hier sei etwas Größeres als die *Ilias* im Entstehen.

Tatsächlich bildet Vehikel der raschen Entwicklung der römischen Literatur die intensive Auseinandersetzung mit den griechischen Mustern von den frühen bis zu den klassischen und hellenistischen Autoren. Horaz hat dazu das Programm formuliert, man solle die griechischen Muster Tag und Nacht wälzen. Eben diese intensive Beschäftigung bildet die Voraussetzung, die überhaupt eine römische Klassik ermöglicht hat.

Gleichwohl bedeutet Griechenlands ungebrochener kultureller Hegemonieanspruch für die Römer auch eine stete Provokation. Paradigmatisch ist etwa Ciceros ambivalente Haltung: Einerseits hat er dem agonalen Verhältnis zu den Griechen vielfach programmatisch Ausdruck verliehen; andererseits ist er auffallend stolz, daß man im Bereich der Rede etwa nunmehr über eigene Vorbilder verfüge, und andernorts fordert er Kenntnis der eigenen Literatur sogar als notwendige Bildungsvoraussetzung, und zwar unabhängig davon, ob die römischen Versionen hinter einem griechischen Meisterwerk zurückstehen, wie etwa die schlechte Übertragung der sophokleischen *Elektra* durch den Dichter Attilius. Denn die Literatur ist in Rom durchaus mit dem Projekt nationaler Identitätsbildung verknüpft. So erteilt Cicero der Schriftstellerei des Zeitgenossen Varro das bezeichnende Lob, sie schaffe Identität, indem sie das Alter Roms, Chronologie und Rechts-

verhältnisse darlege, Etymologien erhelle, schließlich auch Aufklärung gebe über Dichter und insgesamt die lateinische Literatur und Sprache, und wir so daraus erkennen könnten, wer und woher wir sind. Daher geht schließlich die intensive Nachahmung der Griechen Hand in Hand mit einer verstärkten Selbstwahrnehmung: Es ist kein Zufall, wenn das Epitheton Romanus oder Latinus in der augusteischen Klassik vielfach in exponierter Stellung begegnet.

Nun – und damit komme ich zu meinem zweiten Punkt –, was macht eigentlich die augusteische Literatur klassisch? Zunächst ist dies einfach die Wirkungsgeschichte. Ihre Konstitution als Gipfelphase setzt bereits eine Generation später ein: Der Historiker Velleius Paterculus betrachtet die Lebenszeit des Augustus als Blütezeit mit einer Fülle herausragender Talente, die jeweils die Vollendetsten in der durch ihr Werk vertretenen Dichtungsart seien. Diese Sicht setzt sich dann durch: Die augusteische, streng genommen sogar die ciceronisch-augusteische Zeit wird fortan mit dem Gipfelpunkt der lateinischen Literatur identifiziert; im 16. Jahrhundert erhält sie schließlich das Prädikat ‘Goldene Latinität’: aurea aetas.

Schwieriger ist die komplementäre Frage nach der spezifischen ‘klassischen’ Qualität der Literatur, zumal sich im Laufe der Jahrhunderte oder Jahrtausende je nach Interessenlage die Wahrnehmung davon durchaus verändert hat. Gleichwohl gibt es eine Reihe von deutlich erkennbaren Characteristica. Da ist zum einen die hohe Intensität der formalen Durchformung. Sie umfaßt einerseits die Verfeinerung und Vollendung des sprachlichen Ausdrucks und des Rhythmus unter dem Schlagwort der ‘Arbeit der Feile’, verbindet sich aber zugleich mit einem am Prinzip des Angemessenen orientierten Sinn für Maß und Ausgewogenheit sowie dem Streben nach Klarheit. So werden etwa kühne Neologismen oder vulgäre Ausdrücke, überhaupt alles Grelle und Schrille, gemieden: Man kann solches Maßhalten als Harmonie, aber auch als Dämpfung auffassen; in jedem Fall handelt es sich um das, was dann später das Modell für eine klassizistische Ästhetik abgegeben hat.

Die hohe formale Durchformung gilt im übrigen nicht nur für den sprachlichen Ausdruck, sondern auch für die Komposition insgesamt: Horaz’ *Ars poetica*, das theoretische Manifest der augusteischen

Klassik, liefert hier eine ganze Reihe von Stichwörtern, etwa, daß ein gelungenes Kunstwerk sich durch wohlgeordnete Ganzheit und Einheit in der Vielfalt auszeichnen müsse.

Doch das Selbstverständnis der augusteischen Klassiker beschränkt sich nicht auf den formalen Bereich, sie beanspruchen auch für den politisch-sozialen Bereich eine normsetzende Rolle; Vergil und Horaz haben dazu den alten Begriff des *vates* reaktiviert, des Sehers, der diesen Anspruch mit einem religiösen Hauch umgibt. Dahinter steht eine außerordentlich hohe Selbstauffassung als öffentliche Instanz, die zur Gegenwart wertend Stellung nimmt und sie in größere historische Zusammenhänge einordnet. Solcher Universalitätsanspruch verweist im übrigen auch den Herrscher "in die Rolle des Normunterworfenen". Theoretisch formuliert findet sich das wiederum in Horaz' *Ars poetica* in der Lehre vom doppelten Wirkungszweck der Dichtung: "Nützen wollen die Dichter, zugleich Angenehmes und Förderliches für das Leben sagen". Literatur hat mithin eine öffentliche Aufgabe: Sie soll Nutzen für das Leben, Anweisungen zur rechten Lebensführung geben, was scharf gegen inhaltsleere Formspielereien abgesetzt wird.

Aus diesen beiden Zügen – der formalen Perfektionierung sowie dem moralischen Anspruch als öffentliche Instanz – erwächst schließlich das explizit formulierte Bewußtsein, selbst normative Geltung zu gewinnen, mithin ein Klassiker zu werden. Dies kommt in dem mehrfach aufgenommenen Topos von der Dauer der Dichtung zum Ausdruck, am prägnantesten gefaßt in Horaz' *Carmen* 3, 30: "Also schuf ich ein Mal, dauernder noch als Erz, majestätischer als der Pyramidenbau, das kein Regen zernagt, rasenden Nordes Wut nicht zu stürzen vermag, noch der Jahrhunderte unabsehbare Reihen oder der Zeiten Flut. Nein, ich sterbe nicht ganz, über das Grab hinaus bleibt mein edleres Ich; und in der Nachwelt noch wächst mein Name solange, als mit der schweigenden Jungfrau zum Kapitol wandert der Pontifex etc." – mithin ewig. Dieses Gedicht hat eine unendlich reiche Rezeptiongeschichte als Manifest eines klassischen Dichters erfahren, ganz unabhängig davon, ob der moralisch-politische Anspruch, auf den es unter anderem gegründet ist, akzeptiert oder überhaupt nur wahrgenommen worden ist.

Lassen Sie mich zum dritten und letzten Punkt kommen: einigen

Folgen aus diesem Ideal der Optimierung und Perfektionierung, das wiederum in nicht unerheblichem Maß Geschichte gemacht hat. Ich habe eingangs hervorgehoben, daß der Bezug auf Altes den Zwecken der Gegenwart dient: Die kanonisierten Autoren werden benutzt, um von den besten sprachlichen Mustern den besten sprachlichen Ausdruck zu lernen. Dies war lange Zeit sogar eine dominierende Sicht auf die Gipfelautoren der römischen Klassik, zumal Cicero und Vergil. In der römischen Kaiserzeit war dies zu einer richtiggehenden systematischen Schreibtechnik ausgebaut worden: der Doktrin der literarischen *Imitatio*, der Nachahmung. Es handelt sich hierbei um ein differenziert ausponderiertes System zwischen Anschluß an Vorlagen und Eigenständigkeit des neuen Autors, das zudem auf die Zukunft hin offen ist, denn die Option der Überbietung ist immer gegeben, da bislang keiner als vollkommen gilt. Diese Doktrin wird in der Renaissance wiederaufgenommen und bildet dann in der ganzen frühen Neuzeit den Leitdiskurs für die Textproduktion. Damit wird eine erhebliche Präsenz klassischer Autoren gewährleistet; insbesondere aber bringt es eine elaborierte Schreibkultur hervor, so daß die normative Wirkung der Klassiker durch das *Imitatio*-verfahren in der Lebenswelt wirksam wird.

Lassen Sie mich dafür abschließend ein Beispiel vorführen: den im Jahre 61 oder 62 ganz in der Nähe in Como geborenen jüngeren Plinius. Er war ein einflußreiches und überaus wohlhabendes Mitglied der römischen Nobilität, das sich indes die kleine Schwäche leistete, als Schriftsteller Ansehen gewinnen zu wollen. Von ihm ist eine Briefsammlung erhalten, die eine programmatische Selbstinszenierung als Literat bietet und damit ein erstrangiges reflektierendes Zeugnis für das zeitgenössische Modell von Textproduktion, die Doktrin der literarischen *Imitatio*, liefert. Diese Briefe, in denen die Frage, wie Literatur verfaßt werden soll, nachgerade einen Leitfaden bildet, enthalten u.a. ausführliche Auseinandersetzungen mit Musterautoren; mir geht es hier jedoch um einen Brief, der vorführt, wie Schreiben in die Lebensführung integriert wird. Plinius beschreibt den Tagesablauf auf einem seiner Landgüter (9, 36):

Ich werde wach, wann ich mag, meist um die erste Stunde [...]. Die Fenster bleiben geschlossen; wunderbar, wie ich, durch die Stille und Dunkelheit geschützt gegen alles, was ablenkt, frei und mir selbst überlassen, nicht den Augen mit dem Geiste, sondern dem Geist



mit den Augen folge, die sehen, was der Geist sieht, wenn sie nichts anderes sehen. Ich überdenke, was ich gerade in Arbeit habe, überdenke es, als ob ich es Wort für Wort niederschreibe und verbesserte, bald weniger, bald mehr, je nachdem wie leicht oder schwer es sich ausarbeiten oder beibehalten läßt. Dann rufe ich meinen Sekretär, lasse das Tageslicht ein und diktiere ihm, was ich entworfen habe; er geht ab, wird noch einmal gerufen und wieder weggeschickt. Sobald die vierte oder fünfte Stunde heran ist [...], begeben sich mich [...] auf die Terasse oder in die Wandelhalle, überdenke das Weitere und diktiere es. Danach setze ich mich in den Wagen. Auch dort tue ich dasselbe wie im Gehen oder Liegen. Die geistige Spannung hält an, durch die Abwechslung neu belebt. Hernach mache ich ein kurzes Schläfchen, gehe wieder spazieren; anschließend lese ich eine griechische oder lateinische Rede laut und deutlich. [...]. Noch einmal ein Spaziergang, dann Massage, Gymnastik und Bad. Bei Tisch lasse ich [...] aus einem Buche vorlesen; nach Tisch Komödie oder Lautenspiel; nachher ein Spaziergang mit meinen Leuten, unter denen sich gebildete Männer befinden. So wird der Abend mit abwechslungsreichen Gesprächen hingebracht, und selbst der längste Tag vergeht wie im Fluge.

Solche Schreibtechnik und Schriftkultur, die auf perfektionierendem Umgang mit Mustern und der Auswahl von Klassikern beruht, ist eine besondere Kompetenz des 'alten Europa', und vielleicht durchaus eine seiner Stärken.

GREGOR VOGT-SPIRA

## GIBT ES EINEN *GENETIC CODE* DER EUROPÄISCHEN GESCHICHTE?

Im Rahmen unseres kleinen Kolloquiums möchte ich auf *Grundlagen* unserer europäischen Kultur zu sprechen kommen. Auch die oft gerühmte Sprach- und Kulturdiversität Europas, um die es dabei auch geht, ruht ja auf gemeinsamen Grundlagen. Diese namhaft zu machen ist allerdings schwierig. In dem Band *A Soul for Europe* schreibt Dimitri d'Andrea: *To begin with, it seems unlikely that one can determine European identity by professing to isolate substantive values or concrete cultural contents that would unambiguously characterise the whole European history.* (Sterling 2001, S. 133f). Mit Karl Jaspers gibt der Verfasser zu bedenken, dass es zu allen Positionen doch auch ihr Gegenteil gäbe. Auf der anderen Seite bekennt d'Andrea: *I believe, on the other hand, that the unifying element of the European spirit must be traced back to something deeper, to a sort of 'genetic code' that can account for heterogeneous and often contradictory phenomena.* (S. 134). Ähnlich hält der Politologe Frank Pfetsch im selben Band daran fest, dass Europäische Identität wesentlich über *common values and common heritage* sich konstituiere (S. 114).

Die Frage lautet also: Gibt es so etwas wie einen *genetic code* unserer europäischen Kultur? Natürlich wäre dieser *code*, wenn man ihn isolieren könnte, keine Naturgegebenheit, sondern selbst Kulturprodukt. Kultur ist nicht Natur. Das, was Kultur definieren kann, hat sie selbst hervorgebracht. Somit kann streng genommen nicht von einem *genetic code* der Kultur gesprochen werden. Aber als Metapher für einen *Kernbereich* von Kulturwerten und Techniken, der seinerseits *kulturgenerierend* und somit *kulturprägend* wirkt, taugt der Begriff. Ich schlage vor, den Begriff des *genetic code* in diesem Sinne probeweise zu verwenden und will im Folgenden fünf solcher Kodierungen aus der Fülle europäischer Kulturphänomene herauspräparieren.

1. Der erste Kode des europäischen Kodes ist selbst ein *code*: Die *Schrift*. Die europäische Kultur ist von den griechischen Anfängen an eine Kultur der Schrift. Die Griechen haben, wie wir ja wissen, auf der Grundlage des phönizischen Alphabets das erste phonetische Voll-

alphabet der Menschheit erfunden. Die Herkunft dieser Kulturtechnik aus dem Phönizischen spricht sich übrigens mythisch verkleidet im Bild des *Raubes* aus: Zeus raubt die phönizische Prinzessin Europa von den Gestaden des Libanon, um sie nach Kreta zu bringen. Wahrscheinlich hätte der als weißer Stier verkleidete schlaue griechische Gott sie auch in Kleinasien begatten können. Aber er wollte sie mit sich führen. *Verführung* als *Entführung*.

Es ist wichtig, dass unsere Schrift auf phonetischer Grundlage operiert. Anders als die ikonographischen Zeichen der Ägypter erlaubt die Lautschrift auch die Bezeichnung von *abstrakten Begriffen*. Ein Begriff wie "Materie" oder "Energie" oder "Substanz" – also Grundbegriffe unserer abendländischen Metaphysik und Physik – wären so in der ägyptischen Hieroglyphensprache nicht bezeichnenbar gewesen. Es bestand in dieser Kultur daher auch gar nicht das Bedürfnis, solche Begriffe zu bilden. (Jan Assmann: *Stein und Zeit. Mensch und Gesellschaft im alten Ägypten*. München 1995, S. 90ff). Mit der relativ abstrakten Bezeichnung der griechischen Schriftsprache können auch abstraktere Begriffe gebildet werden, eben jene Begriffe der abendländischen Metaphysik und später auch der Naturwissenschaften, die unsere Kultur von Grund auf prägen.

Auch die zentrale Religion des europäischen Kulturraums, die christliche Religion, ist ja von ihrer jüdischen Tradition her eine Religion der Schrift. Bereits die jüdische Religion hat seit den Tempelzerstörungen im Jahre 587 v. Chr. und 70 n. Chr. ihr Heiligtum nicht an einem feststehenden Ort, sondern in dem portablen Heiligtum der religiösen Gesetzestexte. Das gilt verstärkt noch für das mit Paulus und den späteren Evangelistentexten rasch sich im Mittelmeerraum verbreitende Christentum. Über das Medium Schrift und Buch fand das Christentum seine Verbreitung, wie umgekehrt weite Teile Europas schreiben und lesen gelernt haben in und durch die Heilige Schrift.

Insbesondere nach dem Germaneneinfall in den Mittelmeerraum im 5. Jahrhundert vollzog sich die Kultivierung Europas als ein Prozess, in dem Christianisierung *und* Schriftkultur in eins sich ausbreiteten. Auch die mittelalterliche Universität mit ihren eigenen Lehr- und Lernformen war zentriert um das Handwerksmittel Buch, das sich in dieser Phase auch in Format und Umfang unseren heutigen Größenmaßen des Me-

diums anpasste. Dass der Buchdruck, dass die Entwicklungen der Printtechniken das Medium immer wieder revolutioniert haben, ist klar. Aber noch die neuen technischen Medien sind wesentlich auf die Schrift als das zentrale Vermittlungs- und Informationsinstrument angewiesen.

Der Kode der Schrift ist seit seiner Erfindung *Basiskode* für die Entwicklung der Europäischen Kultur. Anders als verbale Kulturen, die nur das tradieren können, was von einer Generation an die nächste verbal mitteilbar ist, kann die Schriftkultur enorme Wissensmengen anhäufen und auch über lange Latenzphasen speichern. Die verschiedenen Renaissancen der griechischen Kultur – zum Teil über Fremdkulturen wieder nach Europa eingespeist – verdanken sich dieser Langzeitvermittlung mittels Schrift. Zugleich erlaubt Schrift ein immer erneutes, vertieftes, auch historisch verändertes Lesen. Die Schrift legt so selbst die Spur ihrer Rezeptionsgeschichte durch die Europäische Kultur, und diese *ist* über weite Strecken die Spur der Schrift.

2. Von ihren Anfängen an ist die europäische Kultur eine Kultur der *Aufklärung*. Was heißt das? Ich möchte zwei Aspekte hervorkehren:

1. das Moment der Entmythisierung
2. das Moment der Veröffentlichung.

Ich fange mit dem *zweiten* an: Für alle älteren Kulturen, einschließlich der ägyptischen, war das Wissen, das sie in Bezug auf Natur, Kosmos, den Menschen und andere Lebensbereiche erworben hatten, *Geheimwissen*. Es war *Priesterwissen*. Es sollte und durfte nicht veröffentlicht werden. Erst die griechische Kultur hat eine neue Form von *Öffentlichkeit* von Wissen geschaffen und damit auch einen Langzeitprozess einer europäischen Aufklärung in Gang gesetzt, der durch öffentliche Diskussion und Korrektur des Wissens entsteht. Die Schrift, die das Wissen transportiert, will gelesen und diskutiert werden. Die öffentliche Diskussion ist sogar der Nukleus solchen Wissens und seiner Verbreitung. Auf den Straßen von Athen und im öffentlichen Diskurs geht ein Sokrates umher, um das vorgebliche Wissen anderer selbst zu überprüfen, bekanntlich ja mit der Pointe, dem eitlen Vielwisser sein Nichtwissen unter die Nase zu reiben.

Von den Anfängen an ist das Aufklärungswissen der griechischen *Philosophie-Naturwissenschaft* – beide Formen der *Episteme* kommen hier noch als eine *Einheit* vor – auf die *Entmythisierung* des Mythos angelegt. Anstelle von Göttern und Dämonen treten in der vorsokratischen Philosophie zunächst physikalische Prinzipien der Seinslehre – das Wasser bei Thales, die Luft bei Anaximenes, das Apeiron bei Anaximander, das Sein (*to on*) bei Parmenides. Immer wird hier das Sein auf eine *arché* (lat. *principium*), einen ersten Urgrund, zurückgeführt, der selbst den Charakter einer konkret-abstrakten Seinsbestimmung hat. Die Tendenz nach abstrakten Seinsbestimmungen zu suchen, aus denen die konkrete Fülle deduziert wird, ist eine Grundfigur des abendländischen Denkens, die sich später auch mit der christlichen Metaphysik verbinden sollte.

Aber gerade im Prozess der christlichen Metaphysik des Mittelalters ist es faszinierend zu beobachten, in welcher Weise die *logos-Kodierung* der griechischen Aufklärung christliche Glaubensgehalte unterwandert und überführt in eine Begriffssprache, die von ihrer Herkunft nicht christlich ist, sondern griechisch-hellenistischen Ursprungs. In diesem Prozess der Überkodierung des christlichen Glaubensgehaltes durch die antike Philosophie verändert sich das Christentum selbst grundsätzlich zu einer Form der von der *Vernunft* durchdrungenen Theologie bzw. entdeckt die Philosophie in diesem Prozess erneut ihre Eigenständigkeit gegenüber dem religiösen Glauben. Das ist ein Prozess der von Anselm von Canterbury bis Wilhelm von Ockham reicht, also vom 11. bis ins 14. Jahrhundert und darüber hinaus. In permanenter Querlektüre korrespondieren so christliche religiöse Offenbarung und die schon aus der Antike tradierten philosophischen Texte. Bereits im Mittelalter setzt unter dem religiösen Gewand ein langwieriger Prozess der – ich möchte sagen – *zweiten* Aufklärung ein, der die Neuzeit und die eigentliche Aufklärung vorbereitet.

Bekanntlich ist die *Neuzeit* selbst dann ein Produkt der Abspaltung des rationalen Wissens vom Glauben, und das heißt jetzt auch: der Naturwissenschaft von Theologie und Philosophie. Die Neuzeit grenzt die kulturellen Kodes scharf voneinander ab. Hier findet der eigentliche *Bruch* statt. Das geozentrische Weltbild ist nicht länger haltbar. Die Astronomie wird zur Leitwissenschaft der frühen Neuzeit, die ein neu-

es, dezentriertes Weltbild in Umlauf setzt Es versetzt den Menschen, wie bereits Nietzsche bemerkt hat, als ein verschwindendes Staubkörnchen irgendwo in die Unendlichkeit des Universums. Gleichwohl und gleichzeitig aber inthronisiert diese Neukodierung des Wissens die menschliche Rationalität als die neue *Zentralsonne*, deren Strahlen alles neue und sichere Wissen erzeugt. Aufklärung, *âge de lumière*, *age of enlightenment*, *illuminismo* – das sind die Begriffe einer Epoche, die sich vom Licht der Vernunft erleuchtet weiß. Alles, was nach Maßgabe der Aufklärung sicher und verbindlich gewusst wird, muss sich vor dem Richterstuhl der Rationalität, ihren Denk- und Rechenoperationen, behaupten. Die Aufklärung trennt radikal zwischen rationaler Kodierung des Wissens und dem Irrationalen. Die cartesianische Selbstbegründung der Vernunft vollzieht den erkenntnistheoretischen Schluss einer Neukodierung des Wissens in der Selbstbegründung und Selbstrepräsentanz des selbstkritisch denkenden Denkens. Seit der Aufklärung und in ihr wird Philosophie wesentlich zur *Erkenntnistheorie*, zur selbstkritischen Prüfung des Geistes dessen, was er mit Bestimmtheit und Sicherheit sagen kann und was nicht.

Die europäische Form der Aufklärung entfaltet sich so als ein permanenter Prozess der kritischen Grenzziehung der Vernunft. Dieser neuzeitlich-aufklärerische Begriff der *Kritik* – auch er ist ja bereits in der antiken Philosophie vorgeprägt – definiert ein genuin *europäisches Bewusstsein*. Dieses kritische Bewusstsein widerspricht jeder Form des Fundamentalismus. Es hat sich unter Schmerzen aus den blutigen Religionskriegen in Europa herauskristallisiert und musste sich im 20. Jahrhundert noch einmal in den noch viel furchtbareren Totalitarismen neu finden. Vor dem Hintergrund eines kritischen Bewusstseins kann es ein fundamentalistisches Bewusstsein nicht mehr geben. Heute steht das kritische europäische Bewusstsein im Konflikt mit außereuropäischen Kulturen, die diesen Stand eines kritischen Bewusstseins nicht erreicht haben oder gerade dabei sind, ihn zu erreichen. Mir scheint es wichtig, dass in dieser Auseinandersetzung Europa auch den Standard des kritischen Bewusstseins verteidigt und nicht leichtfertig preisgibt.

Man kann übrigens in diesem Zusammenhang an Edgar Morin erinnern, der die europäische Kultur durch die *Komplexität* und auch *Gegenläufigkeit* der kulturellen Entwicklungen definiert hat. Morin be-

schreibt die europäische Kulturgeschichte als das *Ergebnis eines Strudels von Wechselwirkungen zwischen vielen 'Dialogiken'*. Diese entstünden dadurch, dass die europäische Mentalität durch ein Herausbilden von kritischen Gegensatzpaaren gekennzeichnet sei: *das, was an der Existenz und an dem Werden der europäischen Kultur vor allem wichtig ist, ist das befruchtende Aufeinandertreffen von Unterschieden, Antagonismen, Konkurrenzen und Komplementaritäten, das heißt, ihre 'Dialogik'*. (Edgar Morin: *Europa denken*. Frankfurt 1992, S. 126 und S.128.) In diesem Sinne hat sich die europäische Kultur vor allem seit der Neuzeit als eine *kritische Kultur* entwickelt, als eine *Kultur der Kritik*. Das neuzeitliche Europa hat zumindest die Dimension einer undogmatischen Gedankenfreiheit entdeckt, die es – allerdings um den Preis furchtbarer Entstellungen – auch in der Moderne selbst immer wieder preisgegeben hat.

3. Von ihren frühen Anfängen an ist die europäische Kultur auch eine *demokratische Kultur*. Diese Form der Demokratie hat sich aus der griechischen Hoplitensphalanx entwickelt, also als aus der Gemeinschaft der wehrfähigen Männer, die so zugleich auch zu der in der *polis* entscheidungstragenden Macht werden. In der voraufklärerischen mythischen Welt kommunizieren die Götter direkt mit den Menschen und die Menschen mit den Göttern. Wenn der schiffbrüchige Odysseus hilflos im Meer schwimmt und flehentlich zur Göttin Athene betet, ihn nun doch angesichts des schon sichtbaren Gestades nicht zerschellen zu lassen, zeigt diese ihrem Liebling die kleine Bucht, wo Odysseus anlanden kann.

In der demokratischen Welt hat der *Mensch* selbst die Verantwortung für seine politischen Handlungen übernommen und kein Gott hilft ihm dabei. Die Ekklesia (Vollversammlung), die in der athenischen Hochdemokratie seit Kleisthenes alle griechischen Vollbürger umfasst – die Frauen natürlich nicht, auch nicht die Sklaven –, hat selbst über alle entscheidenden Fragen des Stadtstaates, insbesondere Krieg und Frieden, zu entscheiden. Schon damals wie heute fühlt sich dabei das Volk oft überfordert. Krieg gegen Sizilien? Wo liegt Sizilien, wie groß ist das, gegen wen kämpfen wir da eigentlich? Ich nehme an, dass vor dem Einmarsch in den Irak viele Amerikaner und auch Europäer

ähnlich ratlos waren. Die politischen Entscheidungen in ihrer vollen Komplexität überfordern die meisten Bürger. Vielfach übernimmt jetzt die Rhetorik und die von ihr aufgestachelten Emotionen die Funktion von Entscheidungsfindung. Rational im Sinne vernünftiger Aufklärung ist das natürlich nicht. Es gibt auch Degenerierungen des Kodes. Gleichwohl: Es gibt keine Alternative zur Demokratie. Die Deutschen und auch die Italiener haben das sehr spät, eigentlich erst nach 1945 durch ihre entschiedene Westbindung – Adenauer hier, de Gasperi dort – entdeckt. Eine Verzögerung gegenüber der griechischen Demokratie von fast 2.500 Jahren!

Natürlich wurde im Laufe der Weltgeschichte auch die griechische Definition von Bürgertum erweitert: Bürger: das sind potentiell alle Menschen eines Staates und der Staatengemeinschaft. Aber die Idee einer Selbstrepräsentanz und Selbstbestimmung der Bürger eines Staates war eine griechische Idee. Sie hat das politische Leben neu kodiert und die politische Geschichte Europas ist wesentlich auch die Durchsetzung dieser Kodierung im politischen Leben Europas und der Welt. Zumindest als Leitideal muss man daran festhalten, auch wenn die Züge einer Öffentlichkeitsstruktur in Europa und in vielen Teilen der Welt nicht genau das darstellen, was man eine kritisch sich aufklärende und demokratisch sich selbst regierende Öffentlichkeit nennen könnte.

4. Als vierten Punkt möchte ich die zivile Kodierung unserer Kultur nennen. Die *Zivilisierung* von Weltverhältnissen haben bereits die Griechen in ihre Kolonien gebracht, aber im großen Stile erst Rom. Die Römische Zivilisation war eine *imperiale* Kultur, spätestens nach dem dritten Punischen Krieg 147 v. Chr. hatte sie den gesamten Mittelmeerraum mit Teilen Nordafrikas, Vorderasiens, Südeuropas unter ihre Herrschaft gebracht. Diese Herrschaft der imperialen Macht Roms dauerte ca. bis 400 n. Chr. Im Jahre 410 erobern und plündern Westgoten Rom. Das war das Ende einer Ära. Immerhin hat Rom etwa sechs Jahrhunderte lang zivile Verhältnisse in jene Räume getragen und auch durchgesetzt, die es beherrschte. Das römische System war ein kluges System der Abgabe auch von Rechten und Pflichten an die unterworfenen Völker. Sehr früh wurden so auch an die italischen Völker römi-



sche Rechte weitergegeben. Der Apostel Paulus wäre mit großer Wahrscheinlichkeit von den 40 Juden, die sich geschworen hatten, ihn zu töten, auch getötet worden, wenn ihn nicht sein geerbter Status als römischer Bürger vor dieser Verfolgung gerettet hätte in die Schutzhaft der römischen Statthalter Felix und Festus.

Römisches Recht bedeutete eine Neukodierung des zivilen Lebens nach eben jenen Rechtsnormen, die das Recht definierte. Jener von Norbert Elias beschriebene *Prozess der Zivilisation* als europäische Kulturleistung ist eine wesentliche Errungenschaft schon der Römer. Rechtssicherheit für die Bürger, das ist ein hohes Gut! Das römische Reich gewährte im übrigen große Freiheit auch in Religionsdingen. Erst wieder die Amerikanische Unabhängigkeitserklärung hat einen ähnlich freien Rechtsraum für das eigene Denken und den eigenen Glauben geschaffen.

In jüngster Zeit ist die Diskussion um eine *Hegemonialmacht* in der Welt wieder im Zusammenhang mit Amerika entfacht. Karl-Otto Hondrich hat in mehreren Beiträgen vehement für eine solche Hegemonialmacht, die zugleich Rechtssicherheit und Zivilisation garantiert, plädiert. Hondrich sieht diese Rolle in Amerika verkörpert. In der Tat kann man viel Kritisches gegen die amerikanische Hegemonialmacht sagen und erst recht gegen den Einmarsch in den Irak. Aber man wird auch eingestehen müssen, dass es die USA waren, die zuerst Europa, dann auch andere Länder von Tyrannis und Diktatur befreit haben. Im Kampf mit den Diktaturen genügt es nicht, wie es Jürgen Habermas auf der Grundlage seiner idealen Kommunikationsannahmen und des Pragmatismus fordert, dass jeder *die Einsicht in das habe, was für alle Parteien gleichermaßen gut oder gerecht ist*, mithin politisches Handeln *von gegenseitiger Perspektiveübernahme* abhängig gemacht wird. Gerade in einem Europa, das einen Nero, Hitler und Stalin hervorgebracht hat, kann man nicht so naiv sein, auf Vernunfteseinsichten bei Diktatoren zu bauen. Schon Dante klagt im Purgatorio, dass mit dem Zerfall der kaiserlichen Hegemonialmacht *in Italien [...] jetzt alle Gaue/ Voll von Tyrannen* seien (Purg. VI, 124). Es gab, gibt heute und wird immer wieder Machtmissbrauch geben, der sich um Einsicht nicht schert, sondern Macht einfach durch Macht legitimiert, und je brutaler, desto effizienter. Es ist eigentlich gar nicht

verständlich, warum ausgerechnet die europäische Philosophie nicht begreifen will, dass im Umgang mit solchen Machthabern nicht ideale Kommunikationsbedingungen herrschen können, dass angemessener Macht allein durch Macht begegnet werden kann. Dass solche regulierende und zivile Verhältnisse stiftende Macht völkerrechtlich legitimiert sein sollte, versteht sich. Aber es versteht sich auch, dass in der Durchsetzung ziviler Verhältnisse gegenüber Diktaturen selbst Macht eingesetzt werden muss.

5. Ich möchte als eine fünfte zentrale Kodierung der europäischen Kultur auch das *Kreuz* nennen: das *Christentum*. Jüngst hat sich der Papst an die Öffentlichkeit gewandt in einem nachsynodalen apostolischen Schreiben, betitelt *Ekklesia in Europa*. Darin wird die Zunahme des Nihilismus, der Zukunftsangst als Konsequenz eines Verlustes des *christlichen Gedächtnisses und Erbes* aufgeführt. Das Christentum ist in der Tat eine der tragenden Säulen der europäischen Kultur gewesen und ist dies immer noch, auch wenn uns die Kulturgeschichte lehrt, dass dieses Christentum in einem höchst komplexen synkretistischen Prozess aus jüdischen, hellenistischen, altpersischen Quellen sich formiert hat. Die Europäisierung des Religiösen aber – das hängt mit dem oben genannten Prozess der Aufklärung zusammen – hat auch eine eigenständige Form der *aufgeklärten* und *kritischen Religion* geschaffen. Zumindest von der Intention her sind dabei das eigene Denken und der Glaube aufeinander zugegangen. Hinter diesen Stand der Dinge sollte Europa auch angesichts des Eindringens fundamentalistischer religiöser Strömungen nicht zurückgehen.

Mit dem Christentum hat sich auch eine neue Form der *Innerlichkeit* entwickelt. Der Papst polemisiert gegen den neuzeitlichen Individualismus und Egoismus. Vielleicht zu Recht. Kulturgeschichtlich aber hat sich die Kategorie der Individualität aus einem Prozess entwickelt, den gerade das Christentum angelegt hat: Augustins Entdeckung des *homo interior*, des inneren Menschen, die mittelalterliche und auch lutherische Festschreibung dieses inneren Menschen und seines eigenen Gewissens haben zweifellos einen Prozess der Individuation in Gang gebracht, dem wir die Selbstbestimmung des Menschen wesentlich mit verdanken. Dahinter wollen wir sicher nicht zurück. Auch die ro-

mantische Idee einer selbstbestimmten Form der Persönlichkeit und der persönlichen Liebesbindung gehört in diese Form der Selbstbestimmung des Menschen als eines zentralen europäischen, von der Herkunft her christlichen Kulturgutes. Dass solcher Individualismus zu einer Form eines extremen und auch verantwortungslosen Egoismus führen kann, mag kritisch angemerkt werden, gilt es auch zu korrigieren. Gleichwohl aber bleibt die Kategorie der *Selbstbestimmung* des Menschen eine zentrale Kulturleistung Europas.

Das sind einige der wie mir scheint wesentlichen Kodierungsformen unseres europäischen Bewusstseins, unserer europäischen kulturellen Identität. Die Sprach- und kulturelle Diversität Europas gründet in diesem gemeinsamen *Pool* europäischer Ideen. Ich übersehe nicht, dass wir in jüngster Zeit in eine Phase der *Ökonomisierung* und *Technisierung* eingetreten sind, die jene kulturelle Identität von Grund auf ändern und vielleicht auch bedrohen. Die Ökonomie hat in vieler Hinsicht die Rolle einer primären Steuerungsfunktion in unserem Kultursystem und weltweit übernommen. Es ist bemerkenswert, in welcher Stärke die Ökonomie beispielsweise heute auch in die Bildung, Universität, Wissenschaft eingreift. Das hätte man noch vor 20 Jahren so nicht für möglich gehalten. Wahrscheinlich ist die Weltzivilisation in die Phase einer *technisch-ökonomischen Kodierung* eingetreten.

Wohin diese führt, ist noch nicht ausgemacht. Am Anfang der europäischen Kulturgeschichte steht auch ein anderer Mythos als der lustvoll von Ovid erzählte Raub der Europa: Der Stier des Phalaris. Das war ein kunstvoll aus Erz gegossener Stierkörper, in den ein Mensch gesteckt werden konnte. Bei Feuererhitzung sollten die Laute aus dem Inneren klingen wie das Brüllen eines Urtieres. Als erster kam der Konstrukteur selbst in den erzenen Stierleib. Es wäre ein trauriges Ende der global gewordenen westlichen Zivilisation, wenn am Ende der Mensch in ihr eingeschlossen wäre wie jener *artifex* und *homo faber* in den Bauch des Stieres des Phalaris.

Der Kulturwissenschaftler ist heute in einer ähnlichen Rolle wie der Papst, wenn er nicht nur den Verlust des christlichen Gedächtnisses, sondern auch des kulturellen Erbes beklagen muss. Herkunft ist Zukunft, hat der vielleicht größte Philosoph des 20. Jahrhunderts, Martin Heidegger, gesagt. In diesem Sinne sehe ich Europa in der Rolle, sich

auf die Zukunft einzulassen, aber die Herkunft dabei nicht zu vergessen und ihr auch in Zukunft Geltung zu verschaffen im Sinne jener positiven Kodierung der europäischen Kultur, die ich skizziert habe.

SILVIO VIETTA

## NATIONALE IDENTITÄTEN UND GEMEINSAME STRUKTUREN IN DER EUROPÄISCHEN GESCHICHTE

Was ist das Europäische an der europäischen Geschichte? Und was bedeutet es für die künftige Gestaltung Europas? Und was ist Geschichte? Nicht das unbewegte Meer der Vergangenheit, sondern der Dialog der Lebenden mit den Toten über die Zukunft: denn wo, wenn nicht in der Geschichte, lässt sich darüber Auskunft gewinnen? Deshalb aber ist das Verhältnis der Europäer zur Geschichte auch tief doppeldeutig: Die revolutionären Utopien, die das 19. Jh. zeugte und das 20. austrug, sind Antwort auf Alter, Tradition und Überlieferung.

1. Die europäischen Nationen haben zwei Erinnerungen, aber nur eine davon ist ihnen bewusst. Die bewusste ist die zuerst staatlich-monarchische, später nationale Narratio der Vergangenheit; der modernen politischen Korrektheit verwandt, zumeist eine Karikatur der Realität; die unbewusste die gemeineuropäische. Die gemeineuropäische umfasst die Plackerei der Agrargesellschaft, den Gegensatz von Stadt und Land, die Feudalität als System von vertraglichen, ungeschriebenen Bindungen und Gegenbindungen, die Trennung des weltlichen vom geistlichen Schwert, die Individualität des christlichen Gewissens durch Luther und nach Luther, die Entdeckung der Welt und des Menschen in der Renaissance (J. Burckhardt), den wiederkehrenden, bewussten Rückbezug auf ein goldenes, normatives Zeitalter: Hellas und Rom, die Idee, dass die Welt niemals zuende ist, immer unperfekt, stets der Reform und Erneuerung bedürftig. Zur gemeinsamen Erinnerung zählen unvermeidlich auch die Kriege, die immer europäische Bürgerkriege waren, zählen die totalitären Versuchungen, denen die einen verfielen, die anderen knapp entgingen, die Katastrophen von der Pest über die Religionskriege des 16. und die Ständekämpfe des 17. Jahrhunderts, die Französische Revolution und Napoleon, la guerre de trente ans de notre siecle, wie de Gaulle die Jahre 1914 bis 1945 nannte, der Kalte Krieg, der deutsche November und der amerikanische September.

2. Jede europäische Nation, die auf sich hält, sieht ihre Vergangenheit und damit ihre Identität als Sonderweg. Sie will sich nicht vergleichen.

Einige leiden darunter, wie die Deutschen. Andere sind stolz darauf, wie die Franzosen, die mit der "exception française" sich selbst feiern, ihre *mission civilisatrice*, und in allem für sich die stolze Ausnahme fordern: gegen Amerika, gegen Deutschland, gegen Russland und vor allem, so stark ist die Geschichte, gegen *l'Albion perfide*. Aber auch die Briten feiern sich selbst seit Shakespeares unsterblichen Zeilen – in "Richard III" – zum Preise Englands: "this royal seat of kings, set into the silver sea" – wo der Barde die Situation der Insel als Geschenk der Schöpfung versteht, die See als Schutzgraben gegen die Hand des Krieges und den Todeshauch der Pest. Kommt es in Sterling-Land zu einem Euro-Referendum, dann wird Shakespeare den Grundton liefern. Die anderen Nationen finden sich irgendwo dazwischen: die Finnen und Norweger wissen sich in glücklicher Randlage. Ihr "Europa" ist weit weg, irgendwo im Süden. Polen war die große Leidende der abendländischen Geschichte, allein und geschunden und unmittelbar zu Gott, eine Märtyrernation – und wer das nicht begreift, versteht nicht, warum es in der NATO für Polen lebenswichtig ist, mit den USA zu gehen, und allen anderen nur abgestuftes Misstrauen gilt. Italien – *la grande proletaria*: Die Geistes- und Politikgeschichte Italiens in den 20er Jahren wäre anders ohne dieses kollektive Selbstmitleid, zu spät zu kommen, das schlechte Los gezogen zu haben und endlich auftrumpfen zu müssen. Dagegen die *Italianità*, in der die römischen Legionen ebenso ihren Platz haben wie der Weinbau, die Oper und die Freude am Leben und Lebenlassen. Österreich ist eine Nation, die sich erst im 20. Jhd. genötigt fand, sich selbst eintausend Jahre rückwirkend zu erfinden, weil das Deutsch-Österreich von 1919 ins Verderben geführt hatte. Und so weiter zu den Iren, den Tschechoslowaken, die alles sein wollten, nur nicht dieses, und den Jugoslawen, denen es genau so ging, die einen am Ende in samtener Scheidung auseinandergetrieben, die anderen in blutigem Bürgerkrieg.

3. Einheit in der Verschiedenheit, wie die Verfassungskonvention es als Slogan gewählt hat, ist Grundakkord der europäischen Geschichte, nicht "e pluribus unum" wie Amerika. Das ist die Stärke Europas, weil es Kleinräumigkeit, Kommunikation und Konkurrenz anspricht, und zugleich die Schwäche, weil es den großen Zusammenschluß unmöglich macht. Das ist der Grund, warum Europa wenig politische Einheit

verträgt, und wer das missversteht, wird scheitern. Europäisches Gleichgewicht und Hegemonie sind keine Gegensätze, sondern bedingen einander: die *Pax Britannica* des 19. Jhds., die im übrigen Amerikas Wirtschaft und Finanzmärkte einschloß, war nicht Teil des Gleichgewichts, sondern seine wichtigste Bedingung. Ähnlich heute Amerikas Rolle für Europa: noch einmal *balancer from beyond the sea*, ohne den jede mittlere Krise, wie der Irak-Krieg, Europa in seine Bestandteile zerlegt. Denn Polen und viele andere Staaten wollen nicht miteinander verbündet sein, sondern mit den USA. Chirac und Schröder haben diese elementare Lehre des europäischen Gleichgewichts ignoriert und damit die kleineren Staaten in Opposition getrieben. Die Kunst des Zuhörens, die deutsche Kanzler von Adenauer bis Kohl meisterhaft umsetzten in kooperative und vertrauensbildende Europapolitik, ist in der Großkotz-Architektur von Berlin verloren gegangen, und in Paris gehörte sie ohnehin niemals zum Stil des Hauses.

Für die Zukunft hat das erhebliche Belastungen zur Folge: Denn die Mittelstaaten wie Spanien und Italien haben gelernt, dass Amerika ihnen als Kräfteverstärker zur Verfügung steht, und so auch Polen, und mit England bilden sie schon eine Mehrheit, die sich jederzeit erweitern lässt durch all jene, die nach dem Wort Chiracs das Maul halten sollen – und es doch nicht tun. Das Problem ist, dass damit der deutsch-französische Motor nicht mehr, wie in der Vergangenheit, Europa treiben kann. Bisher machten sich die Deutschen europäischer als alle anderen, aus schlechtem Gewissen und guten interessenpolitischen Gründen, und in der *ménage à trois* mit dem UK und Frankreich entstand eine Art *steering committee*. Damit ist es vorerst vorbei. Der Irak-Krieg ist zum defining moment geworden, und Europa kehrt zu seinen Anfängen zurück.

4. Gleichgewicht und Hegemonie sind wiederkehrende Muster europäischer Geschichte – und trotzdem schlecht verstanden. Seit Rom hat keine Macht mehr Europa insgesamt beherrschen können, auch nicht Charlemagne, dessen Zugehörigkeit zu Deutschen oder Franzosen eine falsch gestellte Frage ist. Hegemonie hat Europa niemals auf Dauer vertragen, nicht die des Kaisers und nicht die des Papstes. Deshalb war es die große freiheitsfördernde Tat der frühen Kaiser, den

weltlichen Primat des Papstes zu brechen, auch wenn es Ströme von Blut kostete. Sie mussten es tun, sonst wären sie niemals Herr im eigenen Hause gewesen – was ihnen ohnehin von den Stammesherrzögen landauf landab bestritten wurde. Das Recht zur Einsetzung der Bischöfe war keine Doktorfrage theoretischen Gehalts, sondern die Machtfrage schlechthin, weil die geistlichen Herren, denen der Weg in die dynastische Machtbildung verstellt war durch den Zölibat, jedenfalls bis zur lutherischen Reformation, über entscheidende militärische und wirtschaftliche Ressourcen verfügten, die der Kaiser brauchte – aber der Papst auch.

5. Das Heilige Römische Reich deutscher Nation war weit besser als sein Ruf. Was 800 Jahre Bestand hatte als Rechts- und Friedensordnung Europas, kann nicht nur für den Papierkorb taugen. Die Geschichte liebt mitunter die Ironie. Es ist seltsam, dass zur Zeit des Verfassungsmachens in Brüssel kein Mensch es für nötig hielt, eine europäische Rechts- und Friedensordnung zu studieren, die immerhin an die 8 Jahrhunderte gedauert hat – also kann sie nicht so miserabel gewesen sein, wie seit dem 19. Jahrhundert es herrschende Lehre war: das Alte Reich nichts als verkrüppelte, Mitleid und Spott erregende Vorform des nationalen deutschen Machtstaats. Das Alte Reich war ganz anders: vornational, übernational, eine Rechts- und Friedensordnung, unfähig zum Angriff und respektabel, bis zum Ende, in der Verteidigung. Das kaiserliche Zentrum war immer schwächer als die Summe der fürstlichen Macht. Deshalb zieht sich seit der Goldenen Bulle Kaiser Karls IV., als der Luxemburger den großen Herren weitreichende Verfassungsrechte einräumen musste, eine tiefe Spur des Kompromisses durch die folgenden Jahrhunderte. Jeder Kaiser musste die Zugeständnisse seiner Vorgänger bestätigen und neue machen. Was er da zu unterschreiben hatte, hieß nicht nur “Wahlkapitulation” – es wurden in der Tat gewaltige Stücke herausgebrochen aus der kaiserlichen Macht. “Erwählter Römischer Kaiser”, musste der Hohe Herr sich nennen lassen: gewählt durch die Kurfürsten, sieben Säulen des Reiches, nicht eingesetzt von Gott. Erst als die Preisrevolution des 16. Jahrhunderts, die Religions- und Ständekämpfe der Frühen Neuzeit dieses Gefüge von innen und aussen aufgelockert hatten, war das Alte Reich reif für die Serie grausamer Krie-



ge und Bürgerkriege, die als Dreissigjähriger Krieg sich tief und traumatisch eingegraben hat in die deutsche Geschichte, eine Art Urtrauma der Nation: “Dieser unser Teutscher Krieg”, schrieb Grimmelshausen. Was der Kaiser wollte, war Umsturz der Reichsverfassung, – ein Gott, ein Kaiser, ein Gesetz, wie im Frankreich Ludwigs XIV. und im England Jacobs I. Aber der “absolue Dominat” des Habsburgers war nicht zu machen, nicht nur wegen der deutschen Fürsten, sondern auch wegen der europäischen Interventionen. Der Löwe aus Mitternacht sicherte sich die deutsche Ostseeküste, und Frankreichs *rex christianissimus* wurde von Kardinal Mazarin belehrt, er dürfe sich eher von einer fetten Provinz trennen als von den “teutschen Libertäten”, dem Recht der deutschen Fürsten, gegebenenfalls gemeinsame Sache zu machen mit dem König von Frankreich. Und trotz alledem wurde das Alte Reich in den letzten 150 Jahren seiner ehrwürdigen Existenz noch einmal eine Daseinsform Europas, die im großen und ganzen den Frieden sicherte, durch Münzkonventionen einen einheitlichen Währungsraum bildete, die Kraft hatte, die Gewerbe zu regulieren, und vor allem den kleinen Reichständen, katholischen Adelsrepubliken, Klöstern und Freien Städten die Atemluft zu sichern. Wenn Minderheitenrechte und Repräsentation, Rechtsstaat und Föderalismus unentbehrliche Elemente demokratischer Existenz sind, so entstanden sie im Alten Reich.

6. Amerika ist Ausseneuropa und in vielem, mehr als beiden Seiten bewusst, die Vollendung bestimmter europäischer Kerngedanken. Ein ganzer Kontinent vereinigt unter einer Währung, einer Wirtschaftsordnung, der Rest nichts als unbedeutender Rand: im Norden ein 50 Meilen tiefer Streifen namens Kanada, im Süden Mexiko, die US-Hegemonie über die Hemisphäre seit mehr als 100 Jahren unumstritten. Fürsten der Renaissance konnten eine Idealstadt bauen wie Sabionetta unweit Mantua, ein Künstler konnte die ideale Stadt entwerfen oder, wie Dürer, die ideale Festung zwischen Land und Meer. Aber nur die Europäer, die nach Amerika gingen, konnten eine neue Welt ins Leben rufen im Namen der mächtigsten Autorität: zuerst Gottes und dann des Menschen und seiner Freiheit. *The shining city on the hill*, das neue Jerusalem der Apokalypse des Johannes, *novus ordo saeculorum*, wie es auf dem großen Siegel der Vereinigten 13 Staaten steht und bis heute auf

jeder Ein-Dollar-Note: Die neue Weltordnung. Amerika musste erfunden werden, Europa war schon immer da. Amerika war der erste Fundamentalistenstaat auf Erden: im Protest gegen die kalt-vernünftige, verstaatlichte Religion des europäischen Fürstenstaats ins Leben gerufen, die Bindung an die britische oder französische Krone nur auf Zeit akzeptiert und aus Gewohnheit. Dann aber die Gedanken der europäischen Aufklärung, radikal gegen die Londoner Zentrale gewandt, *country gentlemen* gegen *country gentlemen*, die sich auf die alten *liberties of an Englishman* berufen.

Hat das alles Bedeutung für die Welt von morgen?

Europa zu bauen nach dem französisch-revolutionären Modell, Departements und darüber Paris, muss scheitern. Das Modell kann nur ein weiterentwickeltes Altes Reich sein, *corpus aliquid irregulare et monstro simile*, Staatenverbund neuer Art. Europa muß wachsen, hat Adenauer gesagt und zur Geduld gemahnt.

Das zweite ist: Europa gegen Amerika zu bauen, ist selbstzerstörerisch. 1949 rief die Truman Administration die europäische Einigung ins Leben. Seitdem haben die Europäer zweimal die Chance gehabt, über die große Zollunion hinauszukommen, und sie jedes Mal verschenkt, das 1. mal als die *Assemblée nationale* die EVG ablehnte, das zweite Mal, als de Gaulle die Pläne für die europäische Nuklearwaffe zu den Akten zeichnete. Das dritte mal sollte es die Währung richten – aber sie hat bis heute nicht die Politische Union erzwungen, die Kohl wollte und Mitterand nicht wollte.

Im Moment, da der Verfassungskonvent das europäische Projekt wieder voranbringen sollte, wurde der Irak-Krieg *defining moment* – und die nationalen Egos erwiesen sich als stärker denn alle europäische Vernunft. Es war eine Stunde der Wahrheit von der bittersten Art. Die nationalen Egos haben triumphiert: Seitdem gibt es nicht einmal mehr den Anspruch auf europäische GASP. Aber die Politiker verstehen nicht, dass ihr Sieg in Wahrheit eine Niederlage ist. Der einzige Europäer, den es gibt, ist Xavier Solana, der Hohe Repräsentant der EU für ihre Aussenpolitik. Er aber ist ein Xavier Ohneland.

MICHAEL STÜRMER

## RIFLESSIONI SUL MODELLO EUROPEO

Riflettere nel 2003 su cosa significhi e possa significare nel futuro il modello europeo di convivenza sociale, economica e politica, vuol dire avere ben presente il punto cui il dibattito è arrivato. Un dibattito che nel corso degli ultimi anni, ed a seguito degli importanti passaggi vissuti dall'Europa nella sua trasformazione da Comunità Economica ad Unione, nella introduzione della moneta unica, come nell'avvio del processo di definizione di una costituzione comune, ha subito notevoli trasformazioni.

Le prospettive di un vero e proprio modello europeo si sono per alcuni aspetti consolidate e per altri indebolite. Il consolidamento deriva dai numerosi passi avanti compiuti dai paesi membri dell'Unione nel corso degli ultimi quindici anni per rendere più sostanziale e stabile l'alleanza. L'indebolimento deriva dalle difficoltà che sempre più evidenti appaiono all'orizzonte rispetto alla definizione di cosa costituisca o possa costituire elemento fondante e unificante del modello comune di convivenza.

Accanto a ciò non va dimenticato che la questione dell'integrazione culturale e politica, dopo quella economica e sociale, si incrocia in questi anni con il tema del declino dell'occidente. Le opinioni, quindi, oscillano tra l'opzione di un'Europa minimale, che risponda, anche in ambito sociale e politico, solo in maniera limitata e ristretta alle aspettative di unificazione, e quella di un'Europa a tutto tondo, nella quale una ricalibratura comune dei sistemi di protezione sociale di convivenza porti a costruire una realtà solida, che sia in grado di giustapporsi autorevolmente alle altre grosse realtà sociali ed economiche del globo, dagli Stati Uniti alla Cina.

### **1. Il declino dell'occidente**

Costituisce una coincidenza forse non fortuita, certamente non rassicurante, il fatto che nel momento in cui l'Unione Europea decide di mettere mano ad una Costituzione, che ne sancisca i principi etici e politici di fondo, l'occidente sia attraversato da un clima complessivo di esasperazione delle tendenze negative al declino. Cresce di fatti in questi anni la retorica dell'arretramento di posizione della civiltà occidentale rispetto ad altri mondi ed ad altre civiltà.

*Ogni ordine mondiale aspira all'eternità... ma il non-ordine seguito alla caduta del muro di Berlino è durato appena un decennio... e la sicurezza dell'America è franata all'apice del suo trionfo.* Così si esprime Pia Luisa Bianco nel suo volume dedicato proprio al tema del declino dell'occidente.

Un occidente che nel corso degli ultimi tre secoli ha mostrato di saper tener testa in maniera più che dignitosa all'incontro-confronto con altri mondi. Dalla *raison d'état* emersa prepotentemente alla ribalta con la rivoluzione francese, e che ha gettato le basi dei moderni stati nazionali nel contesto europeo; alla rivoluzione industriale, che ha dato vita alla costruzione di un modello economico che ha dominato l'economia mondiale con enormi successi e contributi allo sviluppo e al progresso collettivo; alla nascita e sviluppo dei moderni stati sociali, anch'essi sorti in ambito europeo, e diventati poi per il mondo intero un faro di riferimento per il processo virtuoso di alleanza e di sostegno reciproco messo in campo tra le dinamiche economiche, quelle sociali e quelle politiche e statuali; all'etos e all'universalismo quali temi fondanti del dominio culturale statunitense dopo la seconda guerra mondiale del secolo scorso, un dominio accompagnato da dinamiche di crescita economica, di integrazione sociale e razziale, di sviluppo dei consumi e degli stili di vita, come dell'innovazione e della ricerca scientifica e tecnologica.

Tutti questi passaggi fondamentali nella crescita dell'identità europea e del suo modello sembrano oggi essersi spenti. L'Europa appare come un'entità sicuramente ricca di tradizioni e di storia e con alle spalle un passato di grandissima rilevanza dal punto di vista culturale, come da quello politico, scientifico e sociale, ma anche come entità caratterizzata da una identità ed un futuro incerti.

*Il futuro è giudice illuminato, ma parla sempre troppo tardi* (A. Toqueville). Il clima complessivo delle opinioni e degli atteggiamenti nei confronti del vecchio continente è un clima di preoccupazione e di sospetto. Si teme che la caduta dell'egemonia culturale americana, dopo la fine della guerra fredda, e i problemi di incontro-scontro con le civiltà e le religioni degli altri continenti si diffonda per contagio rapidamente anche all'Europa.

Il multipolarismo rinvenibile in maniera costante nell'area culturale

occidentale negli ultimi anni appare come un ulteriore fattore di indebolimento forte. Tante egemonie, o tanti tentativi di egemonia, equivarrebbero in sostanza a “nessuna egemonia”.

Osservatori non del tutto marginali della situazione europea arrivano a sostenere che probabilmente tanta storia e tanta tradizione necessitano di una sorta di shock culturale, per uscire dallo stallo. *Abbiamo bisogno di uno shock?* (Nietzsche)

Il declino dell'occidente sarebbe per molti un dato ormai incontrovertibile, la cui inversione di tendenza dipenderebbe in gran parte dalla possibilità di mettere in campo energie decisamente nuove e risorse tali da essere difficilmente rinvenibili nel panorama attuale.

## **2. L'Europa minimale**

Passando dal contesto occidentale nel suo complesso all'Europa in senso proprio, buona parte della negatività che si rinviene nel dibattito sul declino dell'occidente sembra trarre origine dalla situazione economica e politica che il vecchio continente sta attraversando. Una pericolosa perdita di competitività nel campo dell'economia, come in quello della scienza e della tecnica, come nella finanza e nel commercio, sembra costituire l'aspetto più problematico, cui la maggior parte degli osservatori e degli interpreti rimanda in continuazione.

Un secondo aspetto che alimenta gli atteggiamenti critici e le valutazioni negative sul declino è rinvenibile nell'incertezza dell'Unione Europea di fronte alle proprie prospettive di sviluppo e di crescita dell'integrazione.

Almeno tre scenari si prefigurano all'orizzonte: quello di un'Europa federale in senso proprio, sostenuta da una forte identità comune e dalla presenza di una comunità interna che condivide modelli di vita, ideali culturali e prospettive economiche e politiche; quello di un'integrazione di tipo regionale, vale a dire centrata su un'identità comune solo per segmenti dell'intero contesto europeo, mentre l'Unione nel suo complesso si limiterebbe a condividere una piattaforma di pace e benessere di carattere prevalentemente difensivo, una sorta di alleanza mutua tra subregioni e macroregioni al suo interno; e quello di un'Europa minimale, centrata cioè quasi esclusivamente sul libero scambio economico e sociale e sulla definizione di un comune ordine

giuridico, ma senza porsi in alcun modo l'obiettivo della creazione di un'identità comune e di una comunità coesa, nemmeno a livello regionale.

I tre scenari indicati sono tutti ben presenti all'interno dell'opinione pubblica europea e dei dibattiti degli addetti ai lavori. Sembra però di poter dire che la prospettiva di un'Europa minimale riscuota particolare interesse nel periodo più recente in molti ambiti e contesti. Tanto da rappresentare una difficoltà reale per i tentativi e le traiettorie, pur presenti a vari livelli, che puntano ad un rafforzamento della realtà europea.

### **3. L'Italia a pile scariche**

La situazione italiana è emblematica da questo punto di vista. Dopo almeno due cicli di rapido e consistente sviluppo a partire dal secondo dopoguerra, quello della ricostruzione fino all'inizio degli anni ottanta e quello della razionalizzazione e del rilancio tra anni ottanta e novanta, il clima sociale italiano degli ultimi anni rimanda ad una sensazione di insofferenza e di incompiutezza.

La stazionarietà prolungata dello sviluppo economico è uno degli elementi fondanti di questa situazione di stallo, una stazionarietà che abbraccia molti ambiti della realtà economica nazionale, da quello della cosiddetta *new economy* al settore delle esportazioni, a quello dei tradizionali distretti industriali.

Ma accanto alla stazionarietà di tipo economico la situazione sociale risente fortemente di altre due fenomenologie significative, quella dello stallo delle riforme istituzionali e quella del ristagno delle aspettative collettive.

La politica costituisce agli occhi di molti cittadini italiani, ormai da dieci anni a questa parte, un elemento di debolezza, sia per la crescente latitanza di un mandato da parte della società nei confronti della politica, sia per l'involuzione di molti precedenti processi di riforma e di innovazione.

Anche le aspettative collettive, i sentimenti cioè di attesa e di speranza rispetto al futuro, sembrano sempre meno positive. Le tensioni collettive si orientano prevalentemente su meccanismi di microconflittualità e di involuzione individualistica. Non si intravedono all'orizzon-

te scenari di convergenza delle attese e delle spinte da parte dei soggetti sociali, sia individuali che intermedi che collettivi, né di conflitto palinogenetico.

Accanto alla stazionarietà prolungata, da più parti si denuncia la carenza di un'accumulazione di capitale sociale, culturale, logistico, infrastrutturale. Quasi che il paese abbia vissuto per troppo tempo sulla scorta di precedenti riserve e risorse accumulate e non sia più in grado di far lievitare le potenzialità che pure esistono a livello embrionale in una forma che possa portare un contributo evolutivo e di crescita. La crisi di fiducia che ha investito il sistema scolastico e il sistema universitario è uno degli esempi più eclatanti di questa denuncia di mancata accumulazione.

L'Italia sarebbe in sostanza un paese "a pile scariche", poco capace di crescere, nel quale buona parte delle energie prodotte si riversano in quella che il Censis ha definito una sorta di "curvatura concava". Si tratterebbe in altre parole di una spinta al vivere bene e alla alimentazione di localismi talmente "micro" da non riuscire a produrre meccanismi di coesione se non su territori estremamente ristretti. La curvatura concava si sprigiona soprattutto nell'alimentazione di un certo tipo di consumi per il benessere e l'autocompiacimento, nel godimento di quanto l'ambiente naturale e culturale del nostro paese ancora offre, nella fruizione culturale a tutti i livelli (dalla Tv sino al teatro sperimentale), nella alimentazione di un autocompiacimento di alcuni territori, che nel passato hanno vissuto momenti di grande sviluppo e consolidamento socioeconomico, quasi fossero vere e proprie basi "glocali", a metà cioè tra locale e globale, spinte nei processi di internazionalizzazione della piccola e media impresa e di scambio culturale con il resto del mondo.

Certo l'Italia è guardata dal resto dell'Europa e dal globo intero come un paese nel quale la cultura della qualità della vita è maggiormente sviluppata e all'interno del quale sono rinvenibili elementi di grandissimo pregio, sia dal punto di vista culturale che da quello degli stili di vita.

*Spaghettizzatevi; viva l'italianità. Qualsiasi lingua parliate, vivete in italiano!* Così si esprime un giornalista tedesco della FAZ, Dirk Schumer, a voler spiegare ai propri connazionali germanici come il

paese della mafia, dell'emigrazione di contadini verso l'industria del Nord, di Mani Pulite, di Tangentopoli e delle Brigate Rosse, sia anche il paese della più alta qualità della vita. Una qualità della vita che non riesce però a scalfire la sensazione che gli italiani hanno di depotenziamento e svuotamento delle risorse implicite per lo sviluppo.

In questo senso l' "Italia delle pile scariche" costituisce un emblema per il declino dell'occidente e per l'Europa minimale. L'Italia è certamente paese dotato di una propria specificità, e molti dei fattori costitutivi della sua identità non sono trasferibili *tout court* in altri contesti europei. Ma vi è motivo per credere che quello che in Italia si percepisce in termini di depotenziamento sia qualcosa di molto simile a quanto serpeggia in altri paesi europei e nel mondo occidentale intero dal punto di vista della sensazione della perdita dell'egenomia e della costitutività identitaria.

#### **4. Una sottile metamorfosi**

Ragionare quindi di modello europeo significa cercare di superare l'*impasse* del pensiero negativo sull'Europa, puntando ad individuare quali possano essere i punti di forza e gli elementi positivi per la costruzione di un'identità e di un modello europeo nuovi.

Tre punti di sicura positività sembrano caratterizzare la situazione europea. Il primo è dato dalla fiducia nella scienza e dal contributo che ancora oggi in Europa viene prodotto in termini di produzione scientifica e di innovazione conoscitiva e tecnologica rispetto al resto del mondo. Nonostante i non pochi problemi che una parte dell'evoluzione scientifica più moderna pone all'etica collettiva, dall'energia atomica alla ricerca biomedica e genetica, la scienza e tutto ciò che ha a che vedere con lo sviluppo della conoscenza costituisce un ambito ad oggi ancora relativamente indenne dalle preoccupazioni di involuzione e di annientamento. Certamente la vecchia Europa non ha la capacità dell'America di tradurre il portato innovativo a livello di conoscenza in sviluppo economico. La produttività scientifica europea rimane però di tutto rispetto in ambito mondiale ed i cittadini europei riconoscono ai progressi introdotti dalla ricerca scientifica il merito di aver fatto evolvere in maniera notevole le possibilità di sviluppo del benessere collettivo.



Un secondo elemento positivo è riscontrabile nella dimensione del mercato. Il mercato nasce come modello economico nel contesto europeo, ed è nella stessa Europa che viene prodotto anche il pensiero critico sulle distorsioni del mercato ed il modello di “mercato sociale”, che con paradigmi diversi alimenta la convivenza collettiva di tutto il continente. Anche la dimensione di mercato, come quella scientifica, sembra non venire intaccata dalla sensazione di depotenziamento e di declino che tocca altri settori.

Terzo punto di positività è possibile rinvenire nella dimensione della cittadinanza sociale. Nonostante la crisi politica e quella delle aspettative collettive, la cittadinanza sociale rimane un elemento di fiducia e di garanzia per i cittadini europei cui non si intende rinunciare. D'altra parte la storia dell'Europa è in qualche maniera riconducibile alla storia stessa dei meccanismi di sviluppo della protezione pubblica e della cittadinanza. Tra particolarismo e universalismo, conservazione e modernità, assistenzialismo e solidarietà, e con sfumature diverse a seconda dei contesti e degli ambiti rispetto alle tre polarità indicate, gli stati sociali europei continuano a costituire un faro di riferimento per il mondo intero dal punto di vista della tutela dei bisogni degli individui e delle loro aggregazioni.

Così il *laissez-faire* del primo modello di stato sociale, con una forte delega ai soggetti più tradizionali di protezione collettiva, primo fra tutti la Chiesa o le Chiese, ha costituito un primo embrione, ma fondamentale, di configurazione sistematica dei meccanismi di protezione e tutela.

Il centralismo burocratico della prima metà del Novecento è stato a sua volta un punto di riferimento per la costituzione degli stati sociali fondati sulla macro-organizzazione di tipo fordista e taylorista e sulle grandi istituzioni di protezione pubblica e statale.

Il decentramento tra gli anni ottanta e novanta del secolo scorso costituisce un terzo e più avanzato modello di stato sociale, che ha fatto scuola anch'esso in ambito europeo e in ambito internazionale.

I tre punti di sicura positività indicati, la scienza, il mercato e la cittadinanza sociale, fanno tutti capo alla dimensione individuale dell'esistenza. È difatti l'individuo come soggetto di conoscenza, come soggetto di scambio economico, e come soggetto di bisogno e di risposta

ai propri bisogni, che anima i tre ambiti indicati. Ed è probabilmente proprio sulla dimensione individuale e sulla ricchezza primordiale delle modalità attraverso le quali questa dimensione individuale si è sviluppata in Europa, che sarà possibile tentare di costruire un modello europeo che possa ambire a divenire riferimento collettivo.

## **5. Basta ricalibrare?**

Certamente non è immaginabile riprendere in maniera statica e asettica elementi del passato per riversarli in un fantomatico modello collettivo. Ad esempio, per quanto riguarda la convivenza sociale, la cittadinanza e il *welfare state* tutte le opinioni concorrono nell'indicare la necessità di una ricalibratura sostanziale dei modelli esistenti, sia dal punto di vista funzionale, nel passaggio da meccanismi prevalentemente riparativi a meccanismi di tipo preventivo, che dal punto di vista distributivo, dai soggetti interni al sistema a quelli ai margini, che dal punto di vista istituzionale, verso il privato, verso il periferico e lungo la linea della sussidiarietà.

Ma basta ricalibrare? Occorre chiedersi se aggiustature di tipo manutentivo e parziale siano sufficienti per rimettere in piedi il modello. Come viene spontaneo chiedersi anche perché, nelle bozze di Costituzione Europea sulle quali si sta discutendo nel 2003, non si sia fatto uno sforzo maggiore per cercare di delineare i contorni, almeno sommi e legati alla tradizione, del modello di sviluppo sociale ed economico europeo.

L'esclusione dalla stessa terminologia della Costituzione Europea di riferimenti che siano in grado di creare dei valori e dei modelli, andando al di là delle consuete formule tipiche degli organismi internazionali, è una riprova dell'incertezza nei confronti della linea da seguire per la costruzione del modello europeo.

Non vi è dubbio che a tutto ciò si potrà ovviare se si porrà mano a un qualcosa di totalmente nuovo nella definizione degli obiettivi comuni. Probabilmente, infatti, non bastano gli sforzi compiuti dagli esponenti del mondo della politica, sia pure selezionati tra i più attenti e capaci, nella scrittura di una Carta comune.

Se una dimensione vitale vi è nei processi di unificazione europea, essa va ricercata in quelle che abbiamo indicato come le linee di po-

sività, la scienza, il mercato, la cittadinanza sociale. E lavorare su simili linee di positività significa scendere di livello o quanto meno cambiare di prospettiva nei processi dell'integrazione, da un livello prevalentemente istituzionale e politico ad un livello sociale e relazionale. Solo una nuova valorizzazione delle individualità presenti in Europa potrebbe aiutare a guardare con occhi nuovi all'ipotetico modello europeo cui si vorrebbe tendere.

CARLA COLLICELLI



**VERMISCHTES AUS DER VILLA VIGONI**

***CRONACHE DI VILLA VIGONI***



## VILLA VIGONI IN BERLIN UND BONN

Wer hätte je gedacht, dass Heinrich Mylius, der Begründer der historischen Villa Mylius-Vigoni in Menaggio am Comer See, eines Tages auf die Ruine des Palastes der Republik der DDR hätte blicken können. Möglich gemacht hat dies die Ausstellung "Villa Vigoni - Kulturelles Erbe und europäisches Zukunftslabor", welche im Juni 2003 im Auswärtigen Amt in Berlin-Mitte gezeigt wurde. Der für Ausstellungen bewährte Lichthof des Auswärtigen Amtes liegt nämlich gegenüber dem Schlossplatz, also in Sichtweite der historischen Gebäude in der Mitte Berlins. Die Skulptur Heinrich Mylius', die üblicherweise im Kaminzimmer der Villa Mylius-Vigoni in Menaggio steht, war nach außen gewandt und hat die zahlreichen Besucher der Ausstellung empfangen.

Im September und Oktober 2003 hat dann die Ausstellung ihre Zelte im Wissenschaftszentrum Bonn aufgeschlagen. Der Verein Villa Vigoni ist auf diese Weise gleichsam an seinen Geburtsort zurückgekehrt. In Bonn nämlich wurde der Verein Villa Vigoni e.V. am 21. Oktober 1986 unter Anwesenheit des damaligen italienischen Staatspräsidenten, Cossiga, und der damaligen Bundesministerin für Bildung und Forschung, Wilms, gegründet. Die Bonner Ausstellung bot die Gelegenheit, das Deutsch-Italienische Zentrum der fachkundigen Öffentlichkeit des Wissenschaftsraums Bonn zu präsentieren. Der Raum Bonn ist nach dem Verlust der Hauptstadtfunction nunmehr Sitz zahlreicher bedeutender Wissenschaftsinstitutionen, mit denen die Villa Vigoni zusammenarbeitet.

Nach dem Besuch des Bundespräsidenten, Johannes Rau, und des Präsidenten der Italienischen Republik, Carlo Azeglio Ciampi, im April 2002 in der Villa Vigoni in Menaggio, waren die Ausstellungen in Berlin und Bonn eine weitere Anerkennung für die Bedeutung und Tätigkeit des Deutsch-Italienischen Zentrums in den Beziehungen beider Staaten.

Die Ausstellung hat versucht, dem Besucher das zu vermitteln, was eigentlich nur durch einen Besuch der Villa Vigoni selbst möglich ist: die Faszination und Kraft, die sich aus dem die Villa Vigoni bestimmenden "Dreiklang" ergeben: nämlich die auf dem historischen Fundament von Heinrich Mylius gründende heutige Tätigkeit des Deutsch-

Italienischen Zentrums, die auf die Gestaltung der Zukunft im europäischen Zusammenhang gerichtet ist.

So war die Ausstellung auch dreigeteilt: Der Besucher durchschritt die Abteilungen über die Geschichte der Familie Mylius-Vigoni, die bauliche Herrichtung der historischen Villen zum modernen, aber den historischen Charakter erhaltenden Tagungszentrum und die Tätigkeit als europäisches Zukunftslabor.

Das historische Fundament des Zentrums stellt die einzigartige Figur von Heinrich Mylius dar, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Unternehmer aus Frankfurt am Main in Mailand tätig war und einen Wissens- und Kulturaustausch zwischen den damaligen kulturellen Zentren Italiens und Deutschlands, also insbesondere zwischen Mailand und Weimar betrieb. Er war sowohl mit Goethe wie mit Manzoni befreundet. Er sorgte für einen Technologietransfer von der führenden Seidenindustrie in der Lombardei nach Potsdam. Dies hat Ignazio Vigoni, letzter kinderloser Nachfahre der Familie Vigoni bewogen, das Anwesen am Comer See der Bundesrepublik Deutschland durch ein testamentarisches Vermächtnis zu übertragen mit der Auflage, dort ein Zentrum "hoher deutsch-italienischer Kultur" zu errichten. Dieser privaten Initiative kam die Bundesrepublik Deutschland im Jahr 1986, drei Jahre nach Vigonis Tod, nach, indem die Außenminister beider Staaten vereinbarten, das Deutsch-Italienische Zentrum Villa Vigoni e.V. zu gründen und gemeinsam zu betreiben.

Die Vertreter der an der Organisation der Berliner Ausstellung beteiligten Institutionen, Eckart Cunz (Auswärtiges Amt), Silvio Fagiolo (Botschafter der Italienischen Republik in Berlin), Herbert Diehl (Bundesministerium für Bildung und Forschung), Florian Mausbach (Präsident des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung) sowie Erich B. Kusch (Präsident des Deutsch-Italienischen Zentrums Villa Vigoni e.V.) und der Gastredner, Norbert Miller (TU Berlin), hoben bei der Eröffnung am 5.6.2003 die Bedeutung der Tätigkeit der Villa Vigoni als Kompetenzzentrum in den deutsch-italienischen Beziehungen im Hinblick auf die Einigung Europas hervor.

Die Bonner Ausstellung wurde am 16.9.2003 von Heinz Rüdiger Grunewald (Wissenschaftszentrum Bonn), Uwe Bake (Bundesministerium für Bildung und Forschung) in Vertretung des verhinderten Parla-



mentarischen Staatssekretärs Matschie, Florian Mausbach (Präsident des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung), sowie Erich B. Kusch und Aldo Venturelli (Villa Vigoni) eröffnet.

Die Villa Vigoni dürfte die einzige Institution in Europa sein, die trotz ihrer mangelnden Eigenschaft als Internationale Organisation, eine nicht nur nationale deutsche, sondern bilaterale Institution zweier europäischer Staaten ist. Denn das Deutsch-Italienische Zentrum ist sowohl in Deutschland wie in Italien als Rechtssubjekt ein Verein, es ist somit in beiden Ländern zu Hause und beide Staaten bestimmen dessen Geschicke paritätisch. Die weise Wahl der Rechtsform Verein ermöglicht nämlich die aktive Beteiligung nicht nur beider Staaten (und der deutschen Länder bzw. italienischen Regionen), sondern auch zahlreicher bedeutsamer Institutionen aus Wissenschaft, Kultur und Politik, und zwar jeweils aus beiden Ländern. Somit sind diese wiederum in der Villa Vigoni "zu Hause". Die Zahl der Mitglieder wächst jährlich, wie auch die Zahl der Begegnungen und Veranstaltungen des Deutsch-Italienischen Zentrums.

Gleichsam als ein "Erinnerungsort" der deutsch-italienischen Beziehungen stellt die Villa Vigoni ein, wie Bundespräsident Johannes Rau es formulierte, "Kristallisationspunkt" aller Deutschland und Italien, aber auch Europa betreffenden Fragen dar. Somit hat der Blick Mylius' auf das moderne Berlin und seine Anwesenheit im Wissenschaftsstandort Bonn seinen tieferen Sinn: Er hat die Aktualität und Bedeutung der Villa Vigoni für die Ausgestaltung des europäischen Forschungs- und Bildungsraumes in Europa manifestiert, welche das Anliegen des Deutsch-Italienischen Zentrums ist. Bleibt zu hoffen, dass er auch bald einen Blick auf seine Geburtsstadt Frankfurt am Main, München und Stuttgart, vielleicht sogar Rom und Mailand werfen könne.

JENS BORTLOFF



Ausstellung "Villa Vigoni - Kulturelles Erbe und europäisches Zukunftslabor"  
*Mostra Villa Vigoni - eredità culturale e laboratorio europeo per il futuro*

## IL RITRATTO DEL VIOLONCELLISTA GAETANO BRAGA DI GIOVANNI BOLDINI

La Parigi di secondo Ottocento è città moderna e cosmopolita, culturalmente palpitante ed internazionale. L'attrazione che la capitale francese esercitò su molti artisti del tempo è fatto noto: alla comunità di maestri italiani che vi si trasferì o vi soggiornò – Boldini, de Nittis, Zandomeneghi e Medardo Rosso sopra tutti – ed al rapporto di questi ultimi con uno dei grandi maestri del tempo, Edgard Degas, è dedicata una mostra nella prestigiosa sede del Palazzo dei Diamanti a Ferrara<sup>1</sup>. Le novanta opere prescelte dai curatori hanno l'intento di mostrare al pubblico, attraverso un percorso tematico dedicato ai soggetti peculiari della produzione dell'artista francese – *Ritratti, Teatri, caffè e cantanti, Corse, Nudi, Paesaggi, Sculture* – l'intenso legame del maestro con gli *Italiens de Paris*<sup>2</sup>. In un continuo gioco di rimandi, sollecitazioni e citazioni stilistiche, accanto ai celeberrimi lavori di Degas, compaiono circa 40 opere degli artisti italiani e tra queste il *Ritratto del violoncellista Gaetano Braga* di Giovanni Boldini (proveniente dalle raccolte Vigoni<sup>3</sup>) occupa un posto di rilievo.

Sul celebre artista ferrarese, Giovanni Boldini, resta veramente poco da dire se non ripetere quanto scritto proprio da Edgard Degas: “Quel diavolo di italiano, è un mostro di talento” per condensarne in poche parole l'universo pittorico – fatto di inusuali tagli compositivi, di vibrazioni luminose, di arditi spunti dinamici, di grande eleganza e spregiudicatezza formale – che ne fece uno dei pittori alla moda nella Londra e nella Parigi del tempo e che affascinò molti. Tra le diverse testimonianze di ammirazione che gli furono rivolte, colpisce quella di un giovane impiegato ventunenne della filiale londinese della casa belga Goupil che, nel 1874 scrivendo al fratello Theo raccontò l'incontro con *uno splendido Boldini*: era Vincent Van Gogh<sup>4</sup>, che da lì a poco avrebbe iniziato la sua straordinaria “avventura” pittorica.

1. *Degas e gli amici italiani*. Ferrara, Palazzo dei Diamanti, 14 settembre - 16 novembre 2003. Catalogo a cura di Ann Dumas, Ferrara Arte 2003.

2. Cfr. Francesca Castellani, *Les Italiens de Paris? in Degas...*, cit. 2003, pp.73 - 94.

3. Villa Mylius - Vigoni, Sala della Musica, Num. Inv. D 154.

4. Citazione tratta da Alessandra Borgorelli, *Boldini a cavallo di due secoli, in Boldini, De Nittis, Zandomeneghi. Mondanità e costume nella Parigi fin de siècle*, a cura di G. Belli, Milano, 2001, p.38.

Sul personaggio ritratto, invece, vale la pena di aggiungere qualche parola, in omaggio ad una figura che proprio nella seconda metà del secolo conobbe discreta fama, ma che col tempo venne via via dimenticata. Gaetano Braga (1829-1907), nativo di Giulianova Marche, fu virtuoso del violoncello e uomo di cultura, amico di Rossini, Verdi e Gounod; viaggiò molto – celeberrima la tournée del 1885 negli Stati Uniti dove venne acclamato “Il re del violoncello” – e soggiornò a lungo a Parigi, dove fu vivace animatore della colonia italiana. “*Tutti dicono che sono allegro* – scriveva Braga nel suo diario – *Ciò lo credo verissimo. Perché nel mio carattere trovo due diversissime correnti: Braga solo è tetro e oscuro, Braga accompagnato è lucente*”<sup>5</sup>. Questa sua personalità affascinò molti degli artisti che lo incontrarono; accadde a Nadar, che gli scattò un intenso ritratto fotografico, ed in seguito a Cechov e Fogazzaro, che gli dedicarono squisiti cammei letterari nella *Leggenda Valacca* e nel *Fiasco di Maestro Chieco*. Boldini ritrasse Braga diverse volte, più per piacere che per commissione: primi piani, con un lampo di vivacità negli occhi ed un sorriso arguto, e figure intere, volte a fissare sulla carta o sulla tela l’uomo Gaetano Braga; solo una volta scelse di ritrarre il Braga musicista, nel pieno dell’esecuzione di un pezzo, tracciandone il gesto virtuoso intorno allo Stradivari, con una fitta trama di linee, ora orizzontali, ora oblique, nella tecnica che più amava, il pastello. Era il 1889 – data importante per Boldini che quell’anno venne premiato con la medaglia d’oro al *Salon* parigino<sup>6</sup> – e nacque un capolavoro, donato all’effigiato con la dedica: *Al mio amico Braga. Boldini*. L’opera fu presumibilmente conservata nella dimora parigina di Braga, in Rue de Provence, 6, fino al 1891 quando il musicista decise di farne dono ad una famiglia milanese amica, i Vigoni, che erano soliti ospitarlo per lunghi periodi nella loro villa di Lovenno di Menaggio, sul lago di Como. Il 26 ottobre di quell’anno, il musicista scriveva a Giulio Vigoni: *Questa mattina è arrivato l’imballatore a prendersi il mio ritratto fatto da Boldini a pastello, che voglio regalare ai fratelli Vigoni. Boldini si fa pagare caro, e quantunque a me nulla costa, pure con tutti i suoi difetti, un ritratto come il*

5. Cfr. Galileo di Ilio, *Braga e il violoncello: la scuola, il pensiero, la tecnica in Gaetano Braga. Musiche strumentali da camera*, CD, Associazione Culturale “G. Braga” Onlus, Giulianova (Teramo), 2000.

6. Dello stesso anno è un importante viaggio in Spagna in compagnia di Degas.

*mio ne domanda 5000 franchi*]; alla lettera Braga aggiungeva una dichiarazione ufficiale per evitare ogni tipo di rivendicazione dell'opera da parte di quelli che definiva i "parenti straccioni": *Sono felicissimo [di] regalare come mio affettuoso ricordo ai fratelli Giulio e Pippo Vigoni il mio ritratto fatto a pastello dal pittore ferrarese Boldini 1889*. La ditta incaricata dell'imballaggio e della spedizione, la *Maison Le Roux F. Doupré* di Faubourg Saint Honoré, 141, predispose una robusta cassa inchiodata per il viaggio, che doveva portare l'opera a Milano, a "grande vitesse". *Io trovo un po' troppo salata la spesa dell'imballaggio ma che vuoi – scriveva Braga a Giulio Vigoni – mi dicono che non si romperà come loro faranno. Io credo che fra giorni l'avrai a Milano. Solamente se lo vorrai a Loveno, ti consiglio di farlo sballare a Loveno*<sup>7</sup>.

L'opera giunse effettivamente a Loveno, difficile dire se avvenne nello stesso periodo o molto tempo dopo, insieme ai quadri preziosi di famiglia durante il secondo conflitto mondiale; certo è che la villa sul lago appare senza dubbio il luogo ideale ove conservare il ritratto del musicista che qui, più che in ogni altro luogo, aveva trovato, oltre ad una amichevole accoglienza familiare, una feconda fonte di ispirazione. Nel parco della villa resta ancora una panchina in pietra dove il maestro amava comporre, come ricorda una lapide apposta in suo ricordo, probabilmente poco dopo la sua scomparsa: *Il genio musicale/ di/ Gaetano Braga/ ispirato/ dalla romantica/ atmosfera del luogo/ qui usava trarre/ eccelse armonie/ dallo strumento/ che le mani dello Stradivari/ avevano foggiate*.

SERENA BERTOLUCCI

---

7. Tutte le citazioni sono state tratte da lettere autografe conservate in Archivio Storico Villa Vigoni, *Carte Giulio Vigoni*, Bra 002 - 005.



Giovanni Boldini, *Bildnis des Cellisten Gaetano Braga*/  
*Ritratto del violoncellista Gaetano Braga, 1889.*

ITALIENISCHE UND DEUTSCHE REGIONALTRACHTEN:  
HISTORISCHE MODEZEICHNUNGEN DES MALERS UND  
KUPFERSTECHERS GEORG MELCHIOR KRAUS (1737-1806)  
AUS DEM NACHLAß VON DON IGNAZIO VIGONI

“National-Trachten verschiedener Völker” lautet der Titel des 1797 von Georg Melchior Kraus in Weimar publizierten Trachtenbuchs<sup>1</sup>. Der aus Frankfurt a. M. stammende Maler war Schüler von J.H. Tischbein d. Ä. und lebte nach sechsjährigem Studienaufenthalt in Paris, ab 1775 in Weimar. Zusammen mit seinem Gönner, dem Kunstsammler Charles Gore (1729-1807), hatte Kraus 1795 eine Künstlerreise nach Tirol und Oberitalien unternommen und dabei auch regionale Trachten aus ländlichen und städtischen Kreisen Süddeutschlands und Norditaliens skizziert<sup>2</sup>.

Ein bedeutender Teil seiner Zeichnungen, 65 Aquarell- und Bleistiftskizzen, befinden sich im Nachlaß von Don Ignazio Vigoni (1905-1983). Die Blätter gelangten vermutlich durch die aus Weimar stammende Ehefrau von Heinrich Mylius (1769-1854), Friederike Christine Schnauss (1771-1851)<sup>3</sup>, die Zeichenschülerin von Kraus war, oder aber durch die Mutter von Heinrich Mylius, Katharina Dorothea Mylius, der Schwester des Malers, in den Besitz der Familie Mylius-Vigoni.

Als Sohn eines Gastwirts in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen, erhielt Kraus schon während seiner Tätigkeit als Zeichenlehrer von Jeanette Luise von Stein, der Tochter der Freiherrn von Stein in Nassau, Zugang zu “gehobenen” Kreisen. Nach ihrer Vermählung mit dem Grafen von Werthern 1774 wurde der Maler gebeten, das Paar nach Thüringen und Weimar zu begleiten. Er nahm das Angebot an und kam dadurch in Kontakt mit dem Weimarer Hof des Herzogs Carl August von Sachsen-Weimar. Bereits ein Jahr nachdem Goethe 1775 an den fürstlichen Hof nach Weimar berufen worden war, übernahm

1. Kraus verlegte das Buch im Industrie-Comptoirs-Verlag von Johann F.J. Bertuch. Eine Originalausgabe von 1797 befindet sich in der Lipperheideschen Kostümbibliothek in Berlin. Die Ausgabe ist jedoch nicht ganz vollständig, es fehlen von 13 kolorierten Kupferstichen Nr. 6, 12 und 13.

2. Vgl. hierzu den Nachruf von Johann F.J. Bertuch auf Kraus vom 2. Januar 1807.

3. Im Goethe Museum in Düsseldorf läßt sich ein Aquarellblatt finden, woraus hervorgeht, daß F. Schnauss den Maler spätestens im Alter von 16 Jahren kannte. Das Blatt ist mit “Der Freundschaft XV.IX.LXXX VII” (15. September 1787) bezeichnet und mit einer Widmung von Kraus “An Mademoiselle F. Schnaus von ihrem ergebenen Freund und Diener G.M. Kraus” versehen.

Kraus dort das Amt des Direktors der Herzoglich Freien Zeichenschule, die von Johann Friedrich Justin Bertuch (1747-1823)<sup>4</sup> im selben Jahr ins Leben gerufen worden war. Kraus, der sich nun im Dienste des erst 18-jährigen Herzogs befand, freundete sich mit dem Verleger Bertuch an, welcher ab 1775 auf Empfehlung Wielands zum herzoglichen Geheimssekretär und Schatullenverwalter ernannt worden war. Der Kontakt zu Bertuch entwickelte sich jedoch nicht nur auf freundschaftlicher, sondern in den kommenden Jahren auch auf geschäftlicher Ebene. Zusammen mit ihm gab Kraus ab 1786 das erste deutsche Modejournal, das "Journal des Luxus und der Moden"<sup>5</sup>, in Weimar heraus. Eine ebenfalls sehr gute und freundschaftliche Verbindung pflegte Kraus zu Goethe, den er bereits aus seiner Frankfurter Zeit kannte und welchen er im August 1784 auf dessen dritter Harzreise begleitete. Hierbei war Kraus nicht nur Reisebegleiter, sondern als Illustrator dafür zuständig, die Reise und Goethes Gesteinsentdeckungen dokumentarisch festzuhalten. Über seine zeichnerischen Qualitäten berichtete Goethe am 13. August 1784 in einem Brief an Charlotte von Stein: *Kraus zeichnet ganz fürtrefflich*<sup>6</sup> und (...) *er hat reizende Zeichnungen gemacht*<sup>7</sup>. Detaillierte Ausführungen Goethes über sein Verhältnis zu Kraus lassen sich in seiner Autobiographie "Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit"<sup>8</sup> finden.

Kraus war bis zu seinem Tod 1806 Mitherausgeber des "Journal der Moden", wie dieses im ersten Jahr der Gründung noch betitelt wurde. Während sich Bertuch um den redaktionellen Teil kümmerte und als Unternehmer die Herausgabe der Zeitschrift mit wirtschaftlichen Interessen verfolgte, war Kraus für den künstlerischen Teil zuständig. Als Radierer und Kupferstecher fertigte er Vorlagen für die Modekupfer, meist nach englischem oder französischem Vorbild, so daß von den 36 Kupfern, die in jedem Jahr erschienen, der größte Teil nur Wieder-

---

4. Johann F.J. Bertuch gründete 1791 das Institut "Landes Industrie Comptoir" in Weimar, welches u.a. den Verlag und die Verlagsbuchhandlung beinhaltete. Hier verlegte Bertuch 1789 zusammen mit Karl August Böttiger (1760-1835) auch den ersten Jahrgang der Zeitschrift "London und Paris", die den englischen Radierer und Karikaturisten James Gillray (1757-1815) in Deutschland bekannt machte.

5. Das Journal wurde nach dem Tod von G. M. Kraus ab 1807 unter verschiedenen Titeln und inhaltlichen Wandlungen von Bertuchs Sohn Carl bis 1827 fortgeführt.

6. Rolf Denecke, *Goethes Harzreisen*, Hildesheim 1980, S. 107.

7. Ebd., S. 115.

8. Die Originalausgabe von Goethes Autobiographie ist 1833 von J.P. Eckermann herausgegeben worden.



gabe ausländischen Bildmaterials war<sup>9</sup>. Die sichersten Nachrichten über sein graphisches Werk ist dem Anzeigenteil des Journals, dem Intelligenzblatt, zu verdanken<sup>10</sup>. Mit der Publikation der Zeitschrift waren die beiden Verleger ihrer Zeit voraus, denn bis dato existierte im deutschsprachigen Raum noch kein Modejournal, und die Blütezeit der europäischen Modezeitschriften sollte erst kurz nach der Französischen Revolution beginnen. Das Journal hatte normativen Charakter und war thematisch von Beginn an international ausgerichtet, so daß es zügig überregionale Bedeutung erhielt. Da die Zeitschrift nicht nur über die aktuelle Mode, sondern auch über Kunst, Literatur, Musik und Theater und andere gesellschaftliche Themen berichtete, zählt sie heute (...) zu den bedeutendsten Zeitdokumenten der deutschen Klassik<sup>11</sup> und gilt als das Quellenwerk der Goethezeit<sup>12</sup>.

Die im Besitz der Villa Vigoni befindlichen Zeichnungen hat Kraus sehr wahrscheinlich vor Ort auf seiner erwähnten Künstlerreise 1795 gefertigt. Der überwiegende Teil davon wurde von ihm mit Berufs- und Ortsangaben in französischer oder deutscher Sprache versehen. Vergleicht man die Originalzeichnungen mit den kolorierten Modekupfern aus Krauses Trachtenbuch (1797), wird erkennbar, daß einige der Aquarelle als Originalvorlage für die Kupfer Nr. 7, 10, 14, 15 und 16 dienten. Das Goethe-Museum lanciert die Vermutung, daß Kraus mit seinen Trachtendarstellungen lediglich zahlreiche Bemerkungen Goethes über die Trachten während der Italienreise (1786-1788) illustriert und sich dabei auf die Gebiete bezogen habe, in denen Goethe sich aufgehalten hatte<sup>13</sup>. In Bezug auf die hier untersuchten Zeichnungen kann ich dem nicht zustimmen. Denn anhand einer kostümhistorischen Analyse lassen sich die dargestellten Bekleidungs- und Gewandformen auf Anfang bis Mitte der 1790er Jahre datieren<sup>14</sup> und nicht auf

---

9. Eberhard Freiherr Schenk zu Schweinsberg, *Georg Melchior Kraus*, Schriften der Goethe-Gesellschaft, 43. Band, Weimar 1930, S. 30.

10. Thieme/Becker, *Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler. Von der Antike bis zur Gegenwart*, Band 21/22. Leipzig 1999, S. 449.

11. Werner Schmidt, *Teilnachdruck des "Journal des Luxus und der Moden"*, 3. Auswahlband, Leipzig 1969, S. 6.

12. Peter-Alexander Fiedler, *Lifestyle-Magazin der Goethe-Zeit, Bibliographie erschließt "Journal des Luxus und der Moden"*, in: "Thüringische Landeszeitung", 4.12.2002.

13. <http://www.goethe-museum.com/deutsch/Register/05/5-013.html>

14. Ausnahme bilden hier drei Blätter, auf denen Chemisenkleider von etwa 1800-1805 abgebildet sind, sowie drei weitere Zeichnungen bürgerlicher Moden aus den 1780er Jahren.

die vorrevolutionären Jahre, in denen Goethe seine Reise unternahm. Auch hat Kraus selber handschriftlich einige der Studien mit der Jahreszahl 1795 datiert.

Das Konvolut der 65 kleinformigen, durchgängig in Farbe und Papier sehr gut erhaltenen Aquarellstudien, variiert von weiblichen, meist bäuerlichen Trachtendarstellungen jüngerer Personen aus den Regionen Wolfratshausen, Mittenwald, Schwabach, Rudolstadt a. d. Saale, Innsbruck, Bamberg und Bozen über einige wenige bürgerliche Modezeichnungen aus München und Nürnberg. Weitere Trachtenskizzen lassen sich aus den norditalienischen Gebieten der Regionen Genua, Isola Bella, Desenzano/Lago di Garda, Venedig und Bergamo finden, ebenso zwei Studienblätter mit mailändischen Haar- und Hutstudien sowie verschiedene Tierstudien. Kraus stellt hier die zeitgenössische Kleidung der arbeitenden Landbevölkerung und des städtischen Dienstpersonals dar, jedoch keine Trachten in der Form ländlicher Sonntags- oder Festtagsbekleidung. Die Trachtenstudien wurden vermutlich nicht als Modekupfer im "Journal des Luxus und der Moden" publiziert, denn sie waren thematisch kaum in die Zeitschrift integrierbar, da deren Leser überwiegend aus den oberen gesellschaftlichen Schichten stammten.

Mit Rücksicht auf einen kostümhistorischen Ansatz wurde für die vorliegende Untersuchung eine Auswahl von Zeichnungen vorgenommen. Auswahlkriterium bildete dabei ein kostümcharakteristisches Merkmal: die Streifenstoffe. Bei kostbaren Streifenstoffen war das Muster eingewebt, während einfache Gewebe nur bedruckt waren. Insgesamt lassen sich elf Trachtenstudien finden, die Personen in gestreiften Kleidungsstücken darstellen, acht davon wurden näher untersucht, vier mit Darstellungen aus norditalienischen und weitere vier aus süddeutschen Regionen. Die ausgewählten Skizzen stellen im einzelnen Fischerinnen, eine Milchfrau, eine Köchin, eine Spinnerin, ein Kindermädchen, eine "someliese", eine weitere "servante" und eine Bäuerin dar und geben Auskunft darüber, wie deren Bekleidung in den erwähnten Gebieten in den 1790er Jahren ausgesehen hat und wie sie getragen wurde.

Auf den ersten Blick sticht dem Betrachter die Wahl der Farbkompositionen ins Auge, denn *die Krausschen Radierungen sind (...) reine*

*Umrißstiche, deren bildhafte Geschlossenheit, Reiz und dekorative Wirkung sich erst aus der Farbigkeit ergibt*<sup>15</sup>. Die Verwendung der Farbe als des wesentlichen Gestaltungsmerkmals seiner Studien erfolgt dezent und fast sparsam, aber trotzdem mit großer Aufmerksamkeit und in feinsten Nuancierungen. Die Personen werden in ihrer natürlichen Körper- bzw. Arbeitshaltung, vorzugsweise im dreiviertel Profil, porträtiert. Kraus stellt die Formen der Kleider mit ihren schnittechnischen Details in den Vordergrund und ergänzt seine Bildmotive stets mit einem bildlichen Verweis auf den Beruf der abgebildeten Person. Die "someliese" aus Bozen beispielsweise trägt in ihren Händen ein Tablett mit Geschirr, und die Fischerinnen sind mit ihren Angeln dargestellt. Die meisterhafte Qualität der Ausführungen ergibt sich auf natürliche Art durch die Wahl und Dosierung der Farbe, die Strichführung und den Wechsel von Schatten und Licht. Mit dem Ergebnis, daß ein stimmungsvolles, von Leichtigkeit geprägtes, ästhetisches Gesamtbild entsteht, welches an die französische Malerei des Rokoko eines François Boucher (1703-1770) erinnert.

Die primär funktionalen Kostüme der erwähnten weiblichen Personen bestanden aus einem nahezu bodenlangen Rock mit einer breiten, fast ebenso langen, im Rücken verschleiften "tablier" (Schürze), welche "werktags zum Schutze und Festtags zum Putze"<sup>16</sup> angelegt wurde. Der Rock war im Umfang relativ schlicht, er fiel ringsum lose in einen gleichmäßigen Faltenwurf, und die Betonung der Taille bildete den Mittelpunkt der Kleidung. Fest umschlossen von einem Schnürleib, welcher unten enger und oben weiter war, wurde dieser entweder vorne oder hinten mit farbigen Bändern geschnürt und verdeckte dabei die Rocktaille. Die Schnürung des bestickten Mieders, welches an den Schultern mit Schleifen zusammen gehalten wurde, blieb sichtbar. Ein farblich zur Kleidung passendes dreieckig gefaltetes "fichu" (Tuch) bedeckte das Dekolleté und wurde lose in den Ausschnitt gelegt. Zur Arbeitskleidung trugen die Frauen ein baumwollenes und an Festtagen ein seidenes Fichu. Unter dem Korsett befand sich eine weiße Hemdbluse, dessen dreiviertel lange Ärmel weniger modischen sondern eher

---

15. Jörn Göres (Hg.), *Der Maler Georg Melchior Kraus (1733-1806). Eine Ausstellung des Goethe-Museums Düsseldorf*, Anton-und-Katharina-Kippenberg-Stiftung, Düsseldorf 1983, S. 6.

16. Vgl. hierzu Friedrich Hottenroth, *Handbuch der Deutschen Tracht*, Stuttgart 1896, S. 952.

funktionalen Charakter besaßen, denn beim Verrichten einfacher körperlicher Arbeiten waren lange Ärmel hinderlich. Alternativ gab es auch Ärmel, die man aus dem gleichen Stoff fertigte wie das Mieder, über dem Blusenärmel trug und mit Bändern am Schnürleib befestigte. Ergänzt wurde die Kleidung von schwarzen Schuhen mit bequemen und breiten Absätzen, welche vorne meist mit Schnallen verziert waren.

Wie wir durch Kraus erfahren, war in den 1790er Jahren sowohl „la bavaraise“, die Bäuerin aus Bayern, als auch die Köchin in München mit einer blau-weiß gestreiften „tablier“ über ihren unifarbenen Röcken gekleidet. Auch die „servante“ auf der Isola Bella und die Spinnerin in Desenzano trug, wie ihre süddeutschen Pendants, blau-weiß oder rot-weiß gestreifte Schürzen. Das Kindermädchen „la servante“ aus München, die Milchfrau „la laitair“ aus Genua, die Fischerinnen und die „someliese“ aus Bozen hielten es mit ihrer Tracht ähnlich, nur statt gestreifter „tabliers“ bevorzugten sie gestreifte Röcke.

Die Haare wurden zu natürlichen Hochsteckfrisuren gelegt und, wie Kraus skizziert hat, in Süddeutschland mit enganliegenden Hauben getragen, während die Frauen in den norditalienischen Regionen ihre Frisur mit langen Haar- und Ziernadeln schmückten. Breitrempige Strohhüte fanden bevorzugt ihre Verwendung von Frauen, die wie Fischerinnen oder Bäuerinnen im Freien unter Sonneneinstrahlung arbeiteten. Accessoires wurden bei der alltäglichen Arbeitskleidung eher selten verwendet, so daß sich auf den Krausschen Zeichnungen nur bei der Köchin und dem Kindermädchen aus München als einziger Schmuck Halsketten finden lassen.

In seinem 1888 als Sammelband erschienenen Werk „Le Costume historique“ stellt Albert Racinet fest, daß die Bewohner Südbayerns in modischen Fragen unter dem Einfluß ihrer Nachbarn, der Italiener, stehen<sup>17</sup>. Daß dies bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts der Fall war, zeigen Krauses Zeichnungen, denn die hier beschriebenen ländlichen Trachten gleichen sich trotz ihrer regional unterschiedlichen Herkunft sowohl in ihren Formen und Farben als auch in der Musterrung ihrer Stoffe. Als Erklärung kann die geographische Nähe der bei-

---

17. Albert Racinet, *Weltgeschichte der Kostüme. Das klassische Werk des 19. Jahrhunderts mit über 2000 Illustrationen*, Köln 1995, S. 260.

den Regionen dienen. Das Tragen speziell von gestreiften Kleidungsstücken war dabei vermutlich jedoch keine regionale Besonderheit, denn verstärkt im Zuge der Französischen Revolution trugen Frauen auch in Frankreich und England (...) *ungebeure Krawatten und Schals mit so breiten und brennenden Streifen, daß sie genau wie Schiffsflaggen aussehen*<sup>18</sup>. Noch 1797 waren die *green and white striped gingham, so-called 'Indian' fabrics*<sup>19</sup> besonders beliebt und fanden ihre Verwendung sowohl in der höfischen und bürgerlichen Mode als auch in der Trachtenkleidung.

Aus der Kostümgeschichte ist bekannt, daß im Laufe der Historie der menschlichen Bekleidung die gestreiften Stoffe mehrfach mit unterschiedlichen kulturellen und sozialen Bedeutungen aufgeladen wurden<sup>20</sup>. Wenn Kleidung also symbolische Eigenständigkeit besitzt<sup>21</sup>, kam den Streifenstoffen aus den 1790er Jahren, die sich vielleicht an der blau-weiß-rot gestreiften Flagge der Französischen Revolution orientierten, dann möglicherweise eine politische Bedeutung zu? Untersuchungen über die Bedeutung von gestreifter Trachtenkleidung liegen gegenwärtig im deutschsprachigen Raum nicht vor. Wahrscheinlich ist nur, daß Streifenmuster wegen ihrer Schichten übergreifenden und überregionalen Verwendung keine Aussage über den gesellschaftlichen Stand oder die regionale Herkunft des Trägers machten. Welcher Symbolgehalt jedoch kam dann den gestreiften Stoffen zu? Gab die gestreifte Musterung Auskunft über die Konfessionszugehörigkeit des Trägers?

Die sich hier ergebenden Fragen bedürfen einer detaillierten kulturgeschichtlichen Untersuchung, für die Krauses Skizzen aus dem Besitz der Villa Vigoni als wichtige Primärquelle dienlich sein können. Die Studienblätter besitzen als ikonographische Belege einen hohen Quellenwert, denn gerade die historische Bekleidung stellt die Forschung vor das besondere Problem, daß ein Rückgriff auf Originalstücke nur selten möglich ist. Neben bürgerlichen und höfischen Kleidungsstük-

---

18. Erika Thiel, *Geschichte des Kostüms. Die europäische Mode von den Anfängen bis zur Gegenwart*, 5. Auflage. Berlin 1997, S. 284.

19. Aileen Ribeiro, *A visual history of costume. The 18th century*, London 1983, S. 136.

20. Vgl. hierzu Michel Pastoureau, *Des Teufels Tuch. Eine Kulturgeschichte der Streifen und der gestreiften Stoffe*, Paris 1995.

21. An dieser Stelle sei verwiesen auf Roland Barthes, *Die Sprache der Mode*, Frankfurt a. M. 1985.

ken besaß lediglich die Festtags- und Sonntagskleidung ideellen und materiellen Wert, der überliefert werden wollte, nicht jedoch die Alltags- bzw. Arbeitskleidung. Auch wenn Kleidungsgewohnheiten der einfachen Bevölkerungsschichten zwar anhand zeitgenössischer Trachten- und Kirchenmalereien ablesbar sind, erlauben diese kaum eine Einordnung in gesamtregionale Kontexte, da es sich hierbei meist um isolierte Einzelstücke handelt.

IRIS KARL



Georg Melchior Kraus, *Bourgeoise de Desenzano*



*Servante de l'Isola Bella.*

Georg Melchior Kraus, *Servante de l'Isola Bella*



*Laitière à Genua*

Georg Melchior Kraus, *Laitière à Genua*

## VILLA VIGONI KOLLEG 2003

Nel periodo dall'otto al quattordici luglio 2003 Villa Vigoni ha assegnato otto borse di studio a ricercatori, scrittori e artisti. Come consuetudine, durante il soggiorno presso il Centro, i partecipanti hanno presentato a turno i propri progetti, nell'ambito di interessanti incontri multidisciplinari. Di seguito se ne traccia un sintetico profilo.

– *Wendy Jo Coones*

Artista e ricercatrice statunitense per lo sviluppo degli spazi espositivi nei musei, attualmente risiedente a Berlino, ha presentato al Kolleg il lavoro compiuto presso varie istituzioni americane. La sua indagine, sia come artista, che come educatrice e ricercatrice, si basa sulla centralità del valore educativo del museo e mira ad evidenziare i migliori sistemi per rendere comprensibili e stimolanti complesse informazioni scientifiche; il tutto sulla base di una lunga esperienza statunitense dedicata allo studio dei bisogni dei visitatori di musei e sulla convinzione che l'analisi di debolezze e potenzialità delle istituzioni statunitensi possano contribuire a migliorare il lavoro futuro dei musei europei.

– *Oliver Grau*

Docente di storia dell'arte presso la Humboldt Universität di Berlino e autore di numerose pubblicazioni presso la MIT-Press ha presentato il suo campo di ricerca concernente *l'arte dell'immersione*, ovvero l'arte rappresentata in modo virtuale analizzando a ritroso una tradizione che, attraverso vari media virtuali (IMAX, panorami, "spazi affrescati" e altri) ha radici fin nell'antichità ed evidenziando oggi l'aspetto innovativo del processo che consiste non tanto nell'effetto dell'immersione quanto nei parametri dell'interazione, dell'*interface design*, della telematica che consentono contemporaneamente lo sviluppo di avanguardie artistiche e di un'arte più riflessiva e critica.

– *Raffaello Lepratti*

Docente e ricercatore presso l'Università tecnica del Brandeburgo di Cottbus, ha illustrato i suoi studi sull'evoluzione di quei processi di produzione che, con l'introduzione del digitale e il progressivo au-



mento del grado d'automazione, determineranno un mutamento nel ruolo dell'uomo, riflettendo in particolare sulla necessità di studi filosofico-ontologici nell'interpretazione del linguaggio, anche in campo tecnico, quale passo necessario per lo sviluppo di un sistema di comunicazione di specifiche conoscenze.

– *Petra Schwarz*

Storica dell'Arte, borsista presso l'Istituto Italiano per gli studi storici "Benedetto Croce" di Napoli (1999-2000), è attualmente impegnata nella pubblicazione dei carteggi di Benedetto Croce con i suoi corrispondenti di lingua tedesca; in occasione del Vigoni Kolleg ha presentato uno studio sui rapporti tra Croce e l'artista tedesca Julie von Kahle, celebre illustratrice di una pregiata edizione del *Viaggio in Italia* di Goethe.

– *Claudia Vitale*

Germanista, dottoranda in Letterature straniere moderne presso l'Università di Pisa e collaboratrice del Dipartimento di Filologia moderna dell'Università di Firenze, studiosa di letteratura femminile e di rapporti interculturali.

Il suo campo di ricerca è rivolto all'analisi della presenza di donne di cultura tedesche in Toscana dal 1860 al 1930, il loro significato storico e il loro contributo culturale in relazione alla tradizione fiorentina, in particolare al Rinascimento e al carnevale mediceo. Per lei, il Kolleg è stata un'importante occasione di incontro e di scambio sia umano sia scientifico proprio per la sua valenza interdisciplinare.

– *Sascha Weidner*

Studente di fotografia e di Communication Design all'Accademia delle Belle Arti di Braunschweig, autore di numerose esposizioni e dall'autunno 2003 *Meisterschüler* di Dörte Eißfeldt, ha illustrato le sue fotografie volte all'indagine della bipolarità tra Bellezza e Crudeltà.

– *Wolfgang Welsch*

Professore ordinario dell'Università Friedrich Schiller a Jena, Accademico presso le Stanford University, Beijing University, Kyoto Uni-

versity e in varie università tedesche, concentra la sua ricerca nei campi dell'epistemologia, antropologia, estetica, filosofia della cultura, la filosofia dell'età contemporanea ed Hegel. Premio Max Planck per la ricerca 1992 (insieme a Gianni Vattimo). Autore di numerose pubblicazioni, tradotte in varie lingue. Lo studio presentato al Kolleg si sviluppa sulla critica alla forma del pensiero moderno dominante da 250 anni, basato sulla centralità epistemologica dell'uomo e sulla proposta di un cambiamento antropologico di questo paradigma fondato sulla teoria dell'evoluzione e sulla neurologia.

– *Deva Wolfram*

Pittrice e ricercatrice nel campo della botanica, vive e lavora tra Bonn e Firenze. Durante il soggiorno a Villa Vigoni ha proposto riflessioni sul rapporto tra scienza ed arte, anche tramite lo studio estetico del parco Mylius-Vigoni.

**Gian Enrico Rusconi, *Germania Italia Europa. Dallo stato di potenza alla "potenza civile"*, Torino (Einaudi) 2003.**

Der Turiner Politologe Gian Enrico Rusconi gilt als einer der besten Deutschland-Kenner in Italien. Er hat in den vergangenen Jahren der deutschen politischen Kultur und dem deutsch-italienischen Verhältnis eine Vielzahl von Beiträgen in der Tagespresse und in wissenschaftlichen Zeitschriften gewidmet. "Deutschland verstehen" lautete der programmatische Titel eines seiner Bücher aus dem Jahr 1990, das die Etappen und Spannungsmomente der damals aktuellen "deutschen Frage" rekonstruiert<sup>1</sup>.

Im Jahr 2003 hat Rusconi eine weitere große Untersuchung vorgelegt, die Quintessenz und zugleich Vertiefung seiner Studien zur deutschen und deutsch-italienischen Geschichte und Gegenwart ist. Die Trias des Titels *Deutschland-Italien-Europa* wird durch die Wegbeschreibung im Untertitel *Vom Machtstaat zur "Zivilmacht"* präzisiert. Denn das Buch folgt einem Parcours, der von den 60er Jahren des nationalegoistischen 19. Jahrhunderts bis in die europäische Gegenwart am Beginn des dritten Jahrtausends führt. In vierzehn Kapiteln, eingerahmt von einer *Einleitung* und einer *Schlußbetrachtung*, läßt Rusconi rund anderthalb Jahrhunderte deutsch-italienischer Geschichte Revue passieren, wobei er den Akzent auf zwei Aspekte legt. Es geht ihm zum einen darum, die politischen Stationen dieser Geschichte mit den mentalitätsgeschichtlichen Voraussetzungen und Konsequenzen der politischen Entscheidungen gewissermaßen abzugleichen: Wie haben die Zeitgenossen bestimmte Konstellationen im italienisch-deutschen Verhältnis gedeutet? Wie haben sie ihre (Vor-)Urteile und Optionen inszeniert, emotionalisiert und gerechtfertigt? Die wechselseitigen *Wahrnehmungen* der Eliten der beiden Völker bilden zwar einen Schwerpunkt des Buches, aber es geht Rusconi nicht um eine völkerpsychologische Aufbereitung von Nationalstereotypen. Diese interessieren ihn nur, insofern sich ihre Interdependenz mit der Ebene der politischen Entschei-

---

1. G.E. Rusconi, *Capire la Germania. Un diario ragionato sulla questione tedesca*, Bologna 1990.

dungen nachweisen läßt. Er betont daher den Primat der Politik, will diese aber zurückbinden an die prä-politische oder meta-politische Welt der Ideologisierung, Emotionalisierung und Inszenierung des Politischen. Das dynamische Wechselverhältnis von Politik und bestimmten, wiederkehrenden, emotional geprägten Wahrnehmungs- und Erklärungsmustern in den Köpfen der Führungsschicht in den beiden Staaten bildet also den Vektor des historischen Prozesses der deutsch-italienischen Geschichte, wie Rusconi sie erzählt. Dieser historische Prozeß verläuft – so der zweite Schwerpunkt – von der Logik des Machtstaates, der sich die beiden “verspäteten Nationen” Italien und Deutschland bei ihrer nationalstaatlichen Entstehung verschreiben, hin zu einer Logik der europäischen Kooperation nach dem Zweiten Weltkrieg, in der an die Stelle von tendentiell bellizistischen Hegemonie-Bestrebungen das zivilbürgerliche, demokratische Ethos des friedlichen, multilateralen Interessenausgleichs tritt, kurz: das Ethos der *Zivilmacht*, wie der Autor diesen neuen politischen Protagonisten nennt.

Was wie eine frohgemute Fortschrittsgeschichte erscheinen könnte, erweist sich bei Rusconi als prekäre, von schweren Verwerfungen und Rückschlägen gekennzeichnete Beziehung. Gegen alle Sonntagsreden vom gutnachbarschaftlichen Verhältnis zwischen Italienern und Deutschen erinnert er an die Konstanz negativer wechselseitiger Urteile, die eine wichtige “Subkultur” der politischen Entscheidungsebene bilden (deutsche Präpotenz, Aggressivität, Brutalität gegen italienische Unzuverlässigkeit, Illoyalität, opportunistische Untreue). Diese Subkultur läßt sich historisch dingfest machen an dem, was der Autor den *ersten Zyklus* der deutsch-italienischen Geschichte nennt und den er mit dem “preußischen Triumph” des Jahres 1866 beginnen und mit dem Massaker von Cefalonia im Jahr 1945 enden läßt. Es ist der Zyklus der Annäherungen, Bündnisse, Entfremdungen, Brüche und Kriege im Zeichen eines Verständnisses von *Souveränität* gemäß den Kriterien nationaler Machtssicherung und Machtsteigerung. Tatsächlich ist die Frage nach dem Umgang mit “Souveränität” der dritte Leitfaden von Rusconis Darstellung: Politik heißt demnach im wesentlichen, Souveränität zu definieren und innerhalb enger oder weiter gefaßter Konturen zu handhaben. Zusammen mit der *Geopolitik* und dem *Krieg* bildet die *Souveränität* nach Rusconi das Bedingungs-Dreieck, innerhalb dessen politische Entscheidungen

gen gefällt werden. Dieses Bedingungsgefüge in den Schlüsselszenen der deutsch-italienische Geschichte sichtbar zu machen, ist Aufgabe des politischen Wissenschaftlers. Im Falle Deutschlands, so der Autor, führte das Zusammenspiel dieser drei Faktoren zur Machtpolitik eines Staates, der auf hegemoniale Behauptung der eigenen Souveränität zielte und dabei Droh- und Risikopolitiken bis hin zum Krieg praktizierte. Im Falle Italiens hingegen fehlte eine kohärente Vorstellung von der eigenen Position und vom Radius der eigenen Souveränität. Diese Verlegenheit hinsichtlich der politischen und militärischen Rolle prägte Volk und Führung im Frieden wie im Krieg und sorgte für ein "Grundübel" der italienischen Politik: "die Unsicherheit bei der Festlegung der Ziele und folglich der Strategien für den Weg dorthin." Vor diesem Hintergrund attestiert der Autor der italienischen Politik, "velleitaria" zu sein, was sowohl *zaghaft* als auch *anmaßend* bedeutet.

Den ersten Geschichtszyklus zeichnet Rusconi an acht Stationen nach: 1866 ist nicht nur das Jahr des "preußischen Triumphes", sondern auch das Jahr der "italienischen Frustration". Gleich der erste große außenpolitische Einsatz des jungen Königreiches ist von Ambiguität, Demütigung und dem Trauma einer militärischen Niederlage zu Wasser und zu Lande begleitet. In dieser Konstellation bilden sich Wahrnehmungsmuster heraus, die zwar zum Teil auf ältere Formeln zurückgreifen, denen aber durch den nationalen Kontext, in dem sie nun transportiert werden, ganz neue emotionale Schubkraft und Dauerhaftigkeit beschert ist. Entsprechend ausführlich widmet sich Rusconi der Entstehung oder Verfestigung kollektiver Selbst- und Fremdbilder, und er zeigt, wie auf beiden Seiten ein Arsenal an Vorstellungen angelegt wird, das dann in späteren Situationen immer wieder abgerufen wird. Versatzstücke des deutschen Italiener-Bildes (zu unterscheiden vom deutschen *Italien*-Bild !) sind Feigheit, militärische Desorganisation und Schwäche sowie billiges Beutemachen, wenn der Feind bereits besiegt ist (wofür die italienische Sprache selbst das Wort *sciaccallaggio* kennt, wörtlich *schakal-haftes Verhalten*, i.e. *Plünderung*). Versatzstücke des italienischen Deutschen-Bildes sind Rücksichtslosigkeit, Machtgier und Kriegslust. Bei den Italienern stärker als bei den Deutschen erkennt der Autor die Abhängigkeit von der Kategorie der "Ehre", die dazu führt, daß Demütigung, Versagensangst, Schuld- und Min-

derwertigkeitsgefühle im kollektiven Gefühlshaushalt besonders starke Wirkung entfalten. Es scheint, als kehrten die Italiener die Kritik und Verachtung, die ihnen von den Deutschen entgegengebracht wurde, gegen sich selbst.

Als eine besonders häufig eingesetzte, geradezu klassische Waffe in den deutsch-italienischen Auseinandersetzungen betrachtet Rusconi den *Verrat*-Vorwurf<sup>2</sup>. Hatten die Italiener die Preußen 1866 des *Verrats* bezichtigt, weil sie sich von dem frühen preußisch-österreichischen Waffenstillstand überrascht fühlten, witterten die Deutschen einen möglichen Verrat schon zu Zeiten des Dreibundes, weshalb Rusconi hier die zweite Station des Zyklus ansetzt. Dessen dritte Etappe bildet dann das Ringen um den italienischen Eintritt in den Ersten Weltkrieg, das der Autor minutiös rekonstruiert<sup>3</sup>. Beide Seiten spielten permanent mit dem *Verratsverdacht*, sofern sie sich nicht sogar gegenseitig den offenen Bruch der Bündnistreue vorwarfen. Das Denken in Kategorien wie *Loyalität/Illoyalität* und *Treue/Untreue* beherrschte die Politik, und diese Emotionalisierung und Ideologisierung steigerte sich noch im Krieg, zu dessen Begründung die Deutschen Motive wie "Rache" und "Bestrafung" anführten, während in Italien ein Propagandafeldzug den Kriegsgegner als "barbarisch", "gewalttätig" und "dumm" stigmatisierte. Rusconi betont auch hier die Differenz der damaligen und der heutigen Wahrnehmung: Aus der distanzierteren Sicht des Politologen läßt sich Italiens Verhandlungs- und Kriegspolitik 1914/15 als zwar nicht besonders geschickte, wohl aber völlig legitime Ausübung von Souveränität bewerten. Der Wissenschaftler konstatiert aber auch, daß es der italienischen Führungsschicht nicht gelang, ihre Position breitenwirksam zu inszenieren und zu "vermarkten". So blieb der Kriegseintritt Italiens an der Seite der Entente 1915 selbst in den Augen zahlreicher italienischer Zeitgenossen mit dem Makel von Verrat, Untreue und Illoyalität behaftet, und diese (Selbst-)Anklage wirkte weiter. Denn noch die vierte Etappe des Geschichtszyklus mit der *Achse Rom-Berlin* und Mussolinis Illusion, Hitler beeinflussen zu können, stand

---

2. Dabei greift er selbstverständlich auf die ältere Literatur zurück. Sicher eine der bekanntesten Untersuchungen in deutscher Sprache ist Erich Kubys *Verrat auf Deutsch. Wie das Dritte Reich Italien ruinierte*, Hamburg 1982.

3. Hier greift er zum Teil auf Ergebnisse früherer Studien zurück, z.B. auf seine Untersuchung *Rischio 1914. Come si decide una guerra* aus dem Jahr 1987 (*Il Mulino* Bologna).

angesichts der Bemühung auf Seiten des faschistischen Regimes, sich bloß nicht erneut dem Verrat-Vorwurf auszusetzen, im Zeichen des "Syndroms von 1915". Rusconi zeigt, wie unter der propagandistischen Oberfläche auch zu Zeiten der *Achse Rom-Berlin* und des *Stahlpaktes* das Verhältnis der deutschen und der italienischen Führungseliten zueinander gespannt, zum Teil ressentimentgeladen und mißtrauisch blieb. Aber es gab auch Gegenstimmen, und bei deren Analyse setzt der Autor Maßstäbe für die italienische Zeitgeschichtsforschung. So behandelt er eingehend die politischen Vorstellungen Ulrich von Hassels, 1932-1938 Botschafter des Reiches in Rom, den er als prominenten Vertreter einer konservativen, dem Nationalsozialismus zunehmend kritisch gegenüberstehenden Schicht ausführlich zu Wort kommen läßt. Anders als in der italienischen Geschichtsschreibung lange Zeit üblich, würdigt er die deutsche Opposition zum NS-Regime, legt aber zugleich den illusionären Charakter der Vorstellung offen, die Hassel und andere (nicht zuletzt Mussolini selbst) bezüglich des mäßigenden Einflusses hegten, den der *Duce* auf Hitler hätte ausüben sollen. Diese Vorstellung deckt sich mit der *einen* Seite der faschistischen Deutschland-Politik, die auf eine Art "Zähmung" der deutschen Hegemonie abzielte. Die andere Seite jedoch bestand, wie Rusconi ausführt, in dem "alten Beutereflex", der von der deutschen Herrschaft profitieren zu können glaubte. Die Reaktion des Außenministers Galeazzo Ciano auf den deutschen Überfall auf Polen kann in diesem Sinn als typisch gelten: Ciano sprach zwar empört von einem Akt "teutonischer Illoyalität", nahm diesen aber zum Anlaß, die sofortige Einverleibung Albaniens als "Beute" für Italien zu fordern. Im Gegensatz zu Mussolini, dem sein Berliner Botschafter Attolico die "angstvolle Panik" attestierte, "vor den Deutschen wieder, wie 1915, als Verräter darzustehen", drehte Ciano den Verratvorwurf um: Es seien die Deutschen, die den *Stahlpakt* verraten hätten, weshalb Italien von jeder Treueverpflichtung frei sei. Mussolinis Dilemma läßt Rusconi noch einmal durch Ulrich von Hassel formulieren: Er zitiert dessen Sorge vor einem übermächtigen Deutschland und die Überlegung, ob nicht ein "privater Krieg" auf dem Balkan ein Schutz vor dem deutschen Monopol dort sein könne.

Auch die letzten Etappen des ersten *Zyklus* wurden also von den Zeitgenossen fast ausschließlich in den hochemotionalisierten Katego-

rien *Verrat*, *Lüge* und *Illoyalität* erfaßt – eine Wahrnehmung, die im Gefolge von Mussolinis Sturz und Badoglio's Kriegspolitik ihren negativen Höhepunkt erreichte. *Verrat* war aus Sicht der Deutschen und ihrer verbliebenen faschistischen Getreuen in Italien das einzig zulässige, alles erdrückende Erklärungsmuster. Der neben Rommel höchste deutsche Befehlshaber in Italien, Kesselring, bezeichnete den italienischen Waffenstillstand als "den allerschändlichsten Verrat", und fügte als *ceterum censeo* hinzu, mit Verrätern dürfe es keine Nachsicht geben. In diesem Zusammenhang setzt Rusconi in zweifacher Hinsicht wichtige, wegweisende Akzente: Zum einen geht er ausführlich auf jene oppositionellen Stimmen in Deutschland ein, die in der italienische Lösung – Absetzung des *Duce* und Bemühung um Waffenstillstand unter den Vorzeichen staatlicher *Kontinuität* – einen vorbildlichen Weg erkannten. Er rekapituliert die Hoffnung national-konservativer Hitler-Gegner, das Reich mit Hilfe eines "deutschen Badoglio" aus Diktatur und Krieg ohne Revolution im Innern herausführen zu können. Diese positive Einschätzung des lange Zeit in der Literatur kritisierten bis geschmähten Badoglio findet ein Echo in Rusconis zweitem innovativen Deutungsansatz: Er revidiert die Rede vom *Tod des Vaterlandes*, die in der italienischen Historiographie und Publizistik in den letzten Jahren stark vertreten war. Dem emotionsgeladenen Schlagwort vom *Tod der Patria*, herbeigeführt im Spätsommer 1943 durch Italiens Wechsel der Kriegsallianz und vor allem durch die Flucht von König und Regierung aus Rom, hält er erneut die politische Kategorie der Souveränität entgegen und zeigt, daß das Vorgehen der Regierung Badoglio als Versuch gewertet werden kann, innerhalb äußerst eng gesteckter Grenzen einen souveränen Handlungsspielraum für die italienische Politik zurückzugewinnen. Ebenso wie zu ihrer Zeit die deutschen Hitler-Gegner sieht auch Rusconi durch diese Vorgehensweise die staatlich-politisch-patriotische Kontinuität Italiens gewahrt. Und er fügt noch einen weiteren Kontinuitätsgaranten hinzu: Auf den Spuren von Staatspräsident Carlo Azeglio Ciampi erklärt er die antifaschistische und antinationalsozialistische *Resistenza* zu einer Trägerin politischer Kontinuität und Identität in Italien. Voraussetzung dieser Operation ist ein weitgefaßtes Verständnis von *Resistenza*, das sich auch auf die italienischen Soldaten erstreckt, die nach 1943 gegen die Wehrmacht gekämpft ha-



ben. Zentral für eine solche Deutung ist die Erfahrung, die unter dem Namen *Cefalonia* in das kollektive Gedächtnis eingegangen ist: Der Name der Insel im jonischen Meer steht für die Entscheidung der dort stationierten Division, sich den Deutschen nicht zu ergeben, was die meisten Soldaten mit dem Tod bezahlten. Der Stellenwert von *Cefalonia* im historischen Bewußtsein der Italiener verdankt sich dabei zum einen der Geschlossenheit der *gemeinsamen* Entscheidung der Truppe, nicht die Waffen zu strecken; vor allem aber der Tatsache, daß die Soldaten zumeist nicht im Kampf gefallen sind, sondern von Wehrmachtsangehörigen in Gefangenschaft ermordet wurden.

Der zweite Geschichtszyklus, den Rusconi beschreibt, reicht von Adenauers und De Gasperis gemeinsamer Europa-Politik bis zum deutsch-italienischen Nähe-Distanz-Verhältnis im Umfeld von Maastricht einerseits und den Balkankriegen andererseits. Der Autor zeigt die Symmetrie in den politischen Bestrebungen der beiden christdemokratischen Führerpersönlichkeiten, die sich – bei allen Differenzen ihrer jeweiligen innenpolitischen Situation – im Rückblick als einmaliger Höhepunkt der deutsch-italienischen Beziehungen erweist. Detailliert rekonstruiert er mit Hilfe zeitgenössischer Stimmen die Schlüsselszenen dieser Beziehungen, eingebettet in die europäische Nachkriegsgeschichte. Er veranschaulicht auch, wie stark der Umgang mit Deutschland auf italienischer Seite von den innenpolitischen Konstellationen abhing, vor allem von der mächtigen Präsenz der Kommunistischen Partei. Einen besonderen Akzent setzt das Buch durch die Würdigung von Hans-Dietrich Genschers Vertrautheit mit den italienischen Angelegenheiten, ja, Rusconi sieht im “Genscherismus” insgesamt die “Antizipierung oder Voraussetzung jener Positionen, die auf deutscher Seite zur *Zivilmacht* gehören”. Aber gerade die entscheidende Etappe auf dem Weg dorthin – die deutsche Wiedervereinigung – sorgte für Irritationen in Italien und für ein nachlassendes Italien-Interesse auf Seiten der Deutschen. Kritisch oder sorgenvoll wurde damals, nicht nur von den italienischen Medien, Deutschlands mögliche neue Großmachtrolle kommentiert, und es bedeutete für das europäische Selbstverständnis der politischen Klasse Italiens einen empfindlichen Rückschlag, daß sie im Prozeß der deutschen Wiedervereinigung “not part of the game” waren, wie Genscher im Zuge der “Zwei plus Vier”-Verhandlungen

seinem Kollegen De Michelis gegenüber klarstellte. Entsprechend zurückhaltend wurde und wird in Italien die diplomatische Leistung der Wiedervereinigungsverhandlungen beurteilt. Die Distanzierung setzte sich, Rusconi zufolge, auch im Kontext der Krisen und Kriege in Jugoslawien fort: Deutschland suchte den Schulteranschluß mit Frankreich und England, während Italien um sein außenpolitisches Gewicht rang. Im Zusammenhang mit der Anerkennung der slowenischen und kroatischen Unabhängigkeit, auf die Deutschland hingedrängt hatte, tauchte in der italienischen Diplomatie der *Verrat*-Vorwurf wieder auf. Rusconi weist solche Reden zurück: Er sieht in der Außenpolitik der wiedervereinigten Bundesrepublik der 90er Jahre keinen Schritt zurück zu Unilateralismus und "Alleingängen", sondern eine Handhabung von Souveränität, wie sie einer multilateral eingebundenen *Zivilmacht* angemessen ist.

Ein wichtiges Kapitel zur Frage nach dem Umgang mit der eigenen Vergangenheit beschließt die Darstellung dieses zweiten Geschichtszyklus. Unter Berufung auf die jüngere Forschung zu den verschiedenen Formen von "Vergangenheitsbewältigung" rekapituliert Rusconi knapp die Phasen der italienischen Auseinandersetzung nach 1945 mit Faschismus und Nationalsozialismus, vor allem mit der deutschen Okkupation. Kritisch weist er auf die Einseitigkeit eines bestimmten negativen, vor allem von der politischen Linken in der *Resistenza*-Tradition lange Zeit gepflegten Bildes von (West-)Deutschland hin und würdigt zugleich die Bemühungen von Literaten und Intellektuellen, "die Deutschen zu verstehen", wie es Primo Levi formuliert hat, das heißt, die furchtbare Erfahrung mit Nationalsozialismus und Okkupationsterror einerseits und die freundschaftlichen Begegnungen mit Deutschen andererseits in irgendeiner Form rational und emotional miteinander in Einklang zu bringen. Rusconi löst dieses Dilemma klugerweise nicht auf, sondern hält sich in seiner abschließenden Betrachtung an die Fakten der neuesten deutschen Geschichte und politischen Entwicklung, die ihm nachdrücklich für den gemeinsamen Weg zur europäischen *Zivilmacht* zu sprechen scheinen.

Gian Enrico Rusconi hat ein wichtiges Buch geschrieben, dem man gerade auch deutsche Leser wünscht. Es bietet sowohl einen aus umfassender Literatur-Kennntnis erarbeiteten Überblick über 150 Jahre

deutsch-italienische Geschichte, als auch aufschlußreiche “Tiefenbohrungen” und neue Akzentsetzungen, z.B. bei der Beschäftigung mit Bernhard von Bülow, Ulrich von Hassel, Hans Dietrich Genscher. Einige kritische Einwände schmälern den Wert des Buches nicht: Zu fragen ist, warum der Autor zum traditionsreichen Bild des *Zyklus* (it. *ciclo*) greift. Eine historische *Kreisbewegung* beschreibt er ja gerade nicht, auch wenn er keiner linearen Fortschrittsgeschichte das Wort redet und Regression als Möglichkeit zu Recht nie ausschließt. Ungleichgewichtig sind die beiden *Zyklen* in Bezug auf die Einbettung in den mentalitäts- und kommunikationsgeschichtlichen Kontext, was vielleicht damit zusammenhängt, daß sich Rusconi im zweiten Teil stärker auf die Entscheidungen einiger weniger Akteure konzentriert. Von geschichtswissenschaftlicher Warte aus scheint mir ein Einwand diskutierenswert: Zumal im ersten Teil, in dem der *Verrat*-Topos gewissermaßen den roten Faden bildet, konfrontiert der Autor die Haltungen und Verlautbarungen der Protagonisten mit den “rationalen Kategorien” einer “realistischen” Politik – relativierend wäre hinzuzufügen: aus *heutiger* Sicht ! Dieses Unternehmen ist riskant, wenn daraus eine kontrafaktische Geschichte wird: Es führt zu einer moralisch zwar noblen, aber a-historischen Kritik an den Zeitgenossen, die es ja eigentlich besser hätten wissen müssen oder vielleicht auch besser wissen können. Aber der Erkenntnis- und Gefühlshorizont der Zeitgenossen war nun offenbar so beschaffen, daß *Verrat* darin ein so mächtiges, allgegenwärtiges handlungsleitendes Erklärungsmodell abgeben konnte. Hier wünschte man sich von Rusconi die historische Reflexion zu einem Verständnis von Politik, das diese nicht (nur) als rationalen Abgleich von Machtinteressen, sondern als hochemotionalisierte Kommunikationsform des öffentlichen Raums betrachtet, der auch scheinbar private Kategorien wie *Untreue* und *Illoyalität* einschließt. Eine solche Reflexion wäre um so hilfreicher, als zu vermuten ist, daß *Verrat* im deutschen und im italienischen mentalitäts- und kulturgeschichtlichen Kontext – in Abhängigkeit beispielsweise von konfessionellen Prägungen – höchst unterschiedlich besetzt ist und möglicherweise für die öffentliche Diskurse jeweils ganz Unterschiedliches bedeutet.

CHRISTIANE LIERMANN

**Martin Thurner (ed.), *Nicolaus Cusanus zwischen Deutschland und Italien. Beiträge eines deutsch-italienischen Symposiums in der Villa Vigoni (=Veröffentlichungen des Grabmann-Institutes 48). Berlin 2002.***

Im Jahr 2001 wurde des 600. Geburtstags des Philosophen, Humanisten, Theologen und Kirchenreformers Nicolaus Cusanus (1401-1464) gedacht, der gemeinhin als Figur des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit gilt. Derartige Jubiläen geben Anlass, den Forschungsstand zusammenzufassen, kritisch zu bewerten, neue Richtungen in der Forschung einzuschlagen und auch die Aktualität der jeweiligen Gestalt deutlich zu machen. Von diesen Anliegen gab das Cusanus-Symposium in der Villa Vigoni und gibt der vorliegende Band mit den Akten der Tagung ein eindrucksvolles Zeugnis. Neuere Ansätze der Forschung aufnehmend wird hier Cusanus nicht in Epochenschemata eingefügt, sondern aus den geographisch-kulturellen Räumen heraus verstanden, in denen er gelebt, gelernt und gewirkt hat. Dabei wird deutlich, dass in der Art und Weise, wie Cusanus die deutsche und italienische Kultur seiner Zeit bei bleibender Eigenständigkeit vereinigte, auch seine Aktualität und Beispielhaftigkeit im zusammenwachsenden Europa besteht. Dies betont Martin Thurner in seinem Einführungsbeitrag, der die deutsch-italienischen Bezüge bei Cusanus herausarbeitet. Thurner zeigt, dass das Verhältnis des deutschen Kardinals zur Kultur des italienischen Quattrocento kontrovers und meist im Sinne eines *entweder-oder* gedeutet wurde. Ernst Cassirer beispielsweise oder neuerdings Kurt Flasch sehen Cusanus ganz im Italien seiner Zeit beheimatet oder erkennen in ihm gar einen Initiator der italienischen Renaissancephilosophie; bedeutende italienische Ideenhistoriker dagegen, wie etwa Eugenio Garin, haben auf die Differenzen und die verschwindend geringe Präsenz und Resonanz des Cusanus im italienischen Geistesleben seines Jahrhunderts hingewiesen. In einer ersten monographischen Gesamtdarstellung versucht der Symposiumsband nun, im Sinne einer "Koinzidenzperspektive" zu einer ausgewogenen Darstellung der deutsch-italienischen Dimensionen bei Cusanus zu kommen.

Die Beiträge vertiefen die Forschung hinsichtlich der Beziehungen zwischen Cusanus und seinen Florentiner Zeitgenossen und der jünge-

ren Generation sowie zwischen Cusanus und der Universität Padua zu Beginn des 15. Jahrhunderts. Parallelen und Differenzen zwischen Cusanus' humanistisch-philologisch-historischem Interesse und der Überlieferungskritik eines Lorenzo Valla werden herausgearbeitet. Deutsche Theologen-Philosophen, die als Vergleichsgrößen zu Cusanus in den Beiträgen behandelt werden, sind Albertus Magnus und Meister Eckhart. Zentral für die Frage nach den Beziehungen des Cusanus zur Geisteswelt des italienischen Quattrocento ist der zweite Abschnitt des Buches, der Cusanus' tatsächliche Vertrautheit mit der Handschriften- und Bibliothekskultur des 15. Jahrhunderts behandelt. Hier geht es beispielsweise um die Frage, wo und wann sich der Gelehrte das humanistische Wissen aneignete, das ihn befähigte, mit namhaften italienischen Humanisten seiner Zeit in Verbindung zu treten. Zu den überraschenden Forschungsergebnissen, die präsentiert werden, gehört der Nachweis, daß Cusanus (anders als man bisher annahm) sehr wohl die griechische Sprache beherrschte. Cusanus' möglicher Einfluß auf Ficino wird ebenso rekonstruiert wie die deutsch-italienische Geschichte der gedruckten Editionen der Cusanus-Schriften. Sie leitet über zum dritten Teil des Buches über die "*Wirkungen des Cusanus auf seine deutschen und italienischen Zeitgenossen*". Die "klassische", kontrovers diskutierte Frage nach dem Einfluss des Cusanus auf die italienische Renaissancephilosophie des Quattrocento wird dann in den Beiträgen des vierten Abschnitts der Symposiumsakten behandelt ("*Cusanus und die italienische Philosophie des 15. Jahrhunderts*"). Hier werden in minutiösen Detailstudien die Verbindungen zwischen einzelnen Entwürfen des Cusanus und zeitgenössischen philosophischen Leistungen und wissenschaftlichen Erkenntnissen rekonstruiert. Neben Vergleichen mit Ficino, Pico und Meister Eckhart sind Gegenüberstellungen zu Campanella aufschlußreich. Der fünfte und letzte Teil des Bandes betrachtet "*Cusanus in der Gesamtperspektive der deutsch-italienischen Philosophie vom Spätmittelalter zur Frühneuzeit*". Auch hier dienen Vergleiche und Gegenüberstellungen (z.B. mit Cristoforo Landino und Giordano Bruno) dazu, die direkte oder auch indirekte Kommunikation innerhalb der geistigen Elite jener Epoche sichtbar zu machen. Es bleibt festzuhalten, daß das spekulative Niveau der zeitgenössischen italienischen Cusanus-Rezeption (etwa bei

Bruno) dem deutschsprachigen überlegen war. Aber auch die Gemeinsamkeiten lassen sich herausarbeiten, etwa das *Ignoranz*-Thema, wenngleich mit durchaus unterschiedlichen Begründungen und Konsequenzen.

Der Tagungsband bietet nicht nur den umfassenden *state of the art* der neuesten Cusanus-Forschung, er überzeugt auch durch die innovative Perspektive der “Transkulturalität”. Die Gesamtheit der Beiträge schafft ein Panorama, in dem Cusanus als Mann der “Epochenschwelle”, vor allem aber als Denker an der Schwelle unterschiedlicher Kulturräume in Erscheinung tritt.

***Paesaggio culturale e biodiversità. Principi generali, metodi, proposte operative*, a cura di R. Colantonio Venturelli, F. Müller. Firenze, Leo S. Olschki, 2003, collana *Giardini e Paesaggio*, n. 7.**

Il volume – scaturito da un convegno organizzato da Villa Vigoni in collaborazione con la Regione Lombardia e con la Deutsche Forschungsgemeinschaft – affronta tre temi centrali: biodiversità, paesaggio culturale e ampliamento della concezione tradizionale dell’economia boschiva attraverso l’interrelazione con altre discipline, come l’ecologia del paesaggio, l’urbanistica e l’architettura. Queste tre tematiche sono tra loro strettamente correlate e si arricchiscono attraverso un proficuo dialogo tra definizione teorica, elaborazione metodologica e prassi operativa.

Il confronto tra studiosi tedeschi e italiani, che è alla base di questo volume, ha permesso inoltre una suggestiva analisi comparativa dei paesaggi culturali tra Italia e Germania, che caratterizzano le aree geografiche ed ecologiche dei due paesi, dalla Lombardia alla Foresta nera, dalla Germania settentrionale alle Marche. L’analisi comparativa di tali paesaggi serve all’elaborazione di chiari strumenti e criteri per la tutela e l’amministrazione delle rispettive regioni boschive. Infine, un confronto delle diverse metodologie consente di comprendere meglio i concetti di biodiversità, cultura del paesaggio, paesaggio potenziale e indicatori ambientali.

**Verdi e la cultura tedesca. La cultura tedesca e Verdi. / *Verdi und die deutsche Kultur. Die deutsche Kultur und Verdi.* Atti del convegno internazionale; Villa Vigoni 11-13 ottobre 2001, a cura di M. Engelhardt, P. Petrobelli, A. Venturelli. Parma; Istituto Nazionale di Studi Verdini Centro Italo-Tedesco Villa Vigoni, 2003.**

Il volume raccoglie gli atti del convegno *Verdi e la cultura tedesca. La cultura tedesca e Verdi*, tenutosi a Villa Vigoni nell'ottobre 2001 ed organizzato in stretta collaborazione con l'Istituto Nazionale di Studi Verdiani e con la Sezione musicale del *Deutsches Historisches Institut* di Roma, grazie al sostegno della Direzione Cultura del Ministero italiano degli Affari Esteri e della *Deutsche Forschungsgemeinschaft*. Il tema ha permesso di sviluppare con pieno successo un approccio originale, non legato a contingenti esigenze celebrative; fulcro dell'indagine sono il rapporto tra Verdi e alcune personalità di rilievo della cultura europea e tedesca, l'ampiezza di interessi, lo scrupolo documentario e l'attenzione critica del musicista verso l'evolversi della cultura letteraria, l'incontro e la personale rielaborazione dei grandi classici, parimenti all'evoluzione del concetto drammaturgico. La pubblicazione esalta la vivacità dell'approccio interdisciplinare in particolare tra musicologia e critica letteraria che ha permesso di ricostruire un capitolo non secondario di una storia culturale, nella quale la produzione musicale svolse spesso una funzione di primo piano nella stessa costruzione di una cultura e di una identità nazionale.





## ABSTRACTS

PIER FAUSTO BAGATTI VALSECCHI

Pier Fausto Bagatti Valsecchi, Landschaftsarchitekt und ein Bekannter und Freund der Familie Vigoni, entwirft – zwanzig Jahre nach dessen Tod – ein Bild von Don Ignazio als Gartengestalter und -restaurator. Auf der Basis von persönlichen Erinnerungen und Archivinformationen charakterisiert der Autor sehr deutlich die Grundeigenschaften der Tätigkeit von Don Ignazio auf diesem Gebiet und hebt dabei ihre Besonderheit und Modernität hervor: gründliche Botanikkenntnisse, Aufwertung des Vorhandenen, Analyse der Umweltbedingungen, Entscheidung für Schlichtheit und Einfachheit.

HEINZ FRIEDRICH

Il Circolo degli Amici di Villa Vigoni in occasione del ventesimo anniversario della morte di don Ignazio ne ha commissionato il ritratto al pittore Heinz Friedrich, originario di Schwetzingen. L'artista, in questo breve contributo, illustra le diverse fasi dell'iter creativo dell'opera, dal momento della documentazione, avvenuto a Loveno ricercando tra le foto dell'archivio e parlando con i conoscenti di don Ignazio, alle fasi di elaborazione dell'opera, dagli schizzi a carboncino fino alla grande tela ad olio, oggi collocata nell'ingresso di villa Garovaglio Ricci.

GREGOR VOGT-SPIRA

Il nucleo di questo intervento è costituito dal concetto di antico, dal suo ruolo come orientamento e ideale per la modernità e dal concetto di "classico" come di autore antico che ha acquisito valore normativo. Il classicismo in tutte le sue manifestazioni storiche (rinascimento, classicismo francese o weimariano) presuppone innanzitutto la costruzione di un canone, in secondo luogo una certa distanza storica (classicismo come fenomeno di ricezione dell'opera d'arte), e infine un'idea di utilità morale e culturale che tale confronto con il passato comporta per la modernità: in questo senso il rapporto con l'antico è sempre competitivo e ogni ricezione porta in sé i germi potenziali di un nuovo canone, divenendo una giustificazione di rinnovamento letterario.

Il primo esempio di questo fenomeno si ha proprio nell'assimilazione dei modelli greci da parte della cultura latina. Fin dai suoi albori questo rapporto non è solo di imitazione ma anche di emulazione, l'eredità culturale viene cioè concepita come sfida a raggiungere e forse superare quei risultati (si ricordi per esempio l'orgoglio di Cicerone nell'osservare come Roma ormai possedeva dei modelli propri nell'arte oratoria): la letteratura nell'antica Roma è infatti sempre legata a un progetto di costruzione dell'identità nazionale. La cultura dell'età augustea, la cosiddetta *aurea aetas*, è caratterizzata da un lato da un'idea di perfezione stilistica: il *labor limae*, gli ideali di equilibrio, misura e armonia, e lo sforzo verso la limpidezza espressiva; dall'altro al poeta compete un ruolo anche politico e sociale, egli prende posizione e fissa dei valori indicando la strada da seguire, secondo il dettame oraziano del *docere et delectare*. Il richiamo ai grandi autori greci funge quindi sempre anche da punto di partenza per un perfezionamento e un superamento di tali modelli, in una continua e feconda alternanza tra imitazione dell'antico e autonomia del moderno.

SILVIO VIETTA

L'autore affronta il complesso problema della cultura europea e delle sue matrici originarie, chiedendosi se esista una sorta di "codice genetico" dello spirito e della storia europei. A questo scopo individua cinque codici culturali che hanno forgiato dall'inizio la nostra ormai millenaria storia. Il primo codice è la scrittura, ereditato dai Fenici e presente fin dall'antichità greca. Essa è divenuta subito il principale veicolo di diffusione della filosofia e della religione, poiché permette di far tesoro del sapere e di reinterpretarlo e rinnovarlo continuamente attraverso la lettura. Il secondo codice è l'illuminismo, inteso in senso lato nei suoi due momenti di divulgazione del sapere (quella greca fu cultura pubblica, a differenza delle culture precedenti basate su un sapere oracolare ed elitario) e di smitizzazione dello stesso attraverso il *logos* e la ricerca di determinazioni astratte dell'Essere in filosofia. Con l'epoca moderna e l'Illuminismo vero e proprio si crea una netta divergenza tra fede e ragione, e quest'ultima sola viene considerata criterio fondamentale di autodeterminazione critica dell'individuo. La cultura europea è anche fin dai Greci con la loro *Ekklesia* (l'assemblea plenaria nelle città) cultura democratica, in cui ogni uomo libero è cittadino e in questo senso responsabile delle proprie azioni politiche. Altro codice importante è quello della civilizzazione di altri popoli, elemento presente fin dall'antica Grecia e divenuto fondamentale con l'egemonia politica di Roma, che ha diffuso anche il diritto romano nelle colonie. Oggi siamo di fronte al potere egemonico degli USA, che sono dominanti sia in senso economico e militare sia per molti aspetti dal punto di vista culturale. L'ultimo punto è rappresentato dal Cristianesimo, che ancor oggi è una delle colonne portanti della cultura europea e che ha contribuito a sviluppare una nuova forma di interiorità e di autodeterminazione morale dell'uomo, anche se certamente si assiste spesso a forme di degenerazione egoistica e individualistica di tale fenomeno.

Per la scienza della cultura appare oggi fondamentale cercare di far fronte alla perdita dell'eredità culturale europea, perché proprio nelle nostre radici è racchiusa la base del nostro futuro.

MICHAEL STÜRMER

L'intervento tratta la questione del potenziale insegnamento che la storia europea è in grado di offrire per la futura struttura del vecchio continente. Le nazioni europee sono forgiate da due ricordi: uno consapevole del passato come stato nazionale, e uno inconsapevole come parte di una comune storia europea. A quest'ultima appartengono le esperienze della società agraria, del sistema feudale, delle guerre civili e delle lotte di corporazione, del Rinascimento, della Rivoluzione francese e delle due guerre mondiali. Come sottolinea anche la convenzione costituzionale, la formula "Unità nella diversità" è elemento fondante della storia europea, cosa che costituisce una forza e insieme una debolezza nel cammino verso l'unità politica. Un modello ricorrente nella storia europea è proprio il rapporto tra equilibrio ed egemonia, che non sono due categorie opposte, ma si determinano a vicenda. Dopo l'impero romano nessun potere, né l'imperatore né il Papa, è più riuscito a dominare l'intero continente. Per l'odierno equilibrio europeo l'America riveste un ruolo simile a quello che aveva la Pax Britannica nel XIX secolo: se il motore franco-tedesco dell'integrazione europea non se ne rende conto, non agirà più – come prima – come forza trainante, ma piuttosto come elemento frenante e finirà per mettere in pericolo l'unità europea, come ci è stato mostrato, tra le altre cose, dalla crisi irachena. Inoltre gli Stati Uniti possono essere visti per molti aspetti come una realizzazione delle idee centrali della storia europea. Un ordine economico unitario e la radicale realizzazione dei pensieri dell'il-

luminismo e con ciò di un nuovo ordine mondiale potevano essere creati soltanto da europei che si appropriavano di un continente nuovo. Ma anche sul terreno europeo c'è stato un ordine sopranazionale di pace e di diritto con uno spazio monetario unitario per 800 anni: il Sacro Romano Impero della Nazione tedesca. A causa della sua cattiva reputazione esso viene però difficilmente preso in considerazione come modello per l'unificazione europea, nonostante ci fossero elementi come diritti per le minoranze e le rappresentanze politiche, stato di diritto e federalismo, considerati caratteristiche irrinunciabili di un'esistenza democratica. Da queste riflessioni l'autore conclude che un modello adatto per "costruire l'Europa" può essere soltanto una confederazione di stati di tipo nuovo, un *Vecchio Impero* ulteriormente sviluppato. Questo progetto deve però essere realizzato insieme e non contro gli Stati Uniti.

CARLA COLLICELLI

Der Beitrag beschäftigt sich mit der Debatte der letzten Jahre zum Modell des sozialen, wirtschaftlichen und politischen Zusammenlebens in Europa. Die Etappen des Übergangs von der Wirtschaftsgemeinschaft zur Wirtschaftsunion, der Einführung der gemeinsamen Währung und der Erarbeitung einer gemeinsamen Verfassung haben diese Debatte geprägt.

Eines der großen Probleme besteht darin, dass vor allem das alte Europa, das im Lauf der Jahrhunderte eine klar umrissene und einflussreiche geschichtlich-kulturelle Identität entwickelt hatte (man denke beispielsweise an die Französische Revolution oder die Industrielle Revolution, die weltweite Auswirkungen hatten), heute ohne innovative Kraft erscheint. Dies ist auch bedingt durch die derzeitige wirtschaftliche und politische Situation des alten Kontinents und die daraus resultierende Unsicherheit hinsichtlich der Entwicklungs- und Wachstumsperspektiven der Integration. Daher findet in letzter Zeit das "minimale Europamodell" verstärkt Zustimmung, in dem ein freier wirtschaftlicher und sozialer Handel und eine gemeinsame Gesetzgebung im Mittelpunkt stehen, ohne dass jedoch versucht wird, eine gemeinsame Identität zu schaffen. Andere Möglichkeiten wären das Modell eines föderalen Europa mit einer starken gemeinsamen Identität und das Modell einer zumindest regionalen Integration mit einer gemeinsamen Identität in Teilbereichen. In diesem Rahmen erscheint das Bild Italiens als besonders problematisch: ein Land "mit leeren Batterien", in dem die Enttäuschung der kollektiven Erwartungen, vor allem im politischen Bereich, und der verfehlte Aufbau von sozialem, kulturellem und infrastrukturellem Kapital zu einer Vertrauenskrise geführt haben, die die Politik, aber auch das Bildungssystem betrifft. Zudem hat sich durch diese Enttäuschungen eine übermäßig *lokale* Orientierung entwickelt, die den Kohäsionskräften entgegenwirkt. Um diese *impasse* Europas zu überwinden, müssen die Stärken des alten Kontinents herausgestellt werden, auf denen das europäische Modell aufbauen kann: in erster Linie zu nennen ist das Vertrauen in Wissenschaft und Forschung, auch wenn Europa sicher nicht wie die USA die neuen Entwicklungen und Kenntnisse sofort in wirtschaftliches Potential umsetzen kann; hinzu kommen zweitens das kritische Gedankengut gegenüber Fehlentwicklungen des Marktes bzw. die Modellbildung des "sozialen Marktes" und drittens das Erbe des Wohlfahrtsstaates, auch im föderalen oder dezentralisierten Modell.

Auf der Grundlage dieser drei Elemente sollte versucht werden, mehr Präventivstrategien zu entwickeln, statt vor allem die Missstände zu kurieren, und die Integrationsperspektiven mit bislang vorwiegend institutioneller und politischer Dimension auch zu sozialer und relationaler Tragweite zu bringen.

JENS BORTLOFF

Berlino e Bonn, rispettivamente nei mesi di giugno e settembre-ottobre, hanno ospitato l'esposizione *Villa Vigoni – Eredità culturale e laboratorio per il futuro*. La mostra ha presentato all'attenzione del pubblico non solo la storia delle famiglie Mylius e Vigoni, ma ha anche illustrato il restauro delle due ville storiche che costituiscono il Centro italo-tedesco e le attività che oggi vi si svolgono, allo scopo di contribuire a creare un comune spazio europeo della formazione e della ricerca. Questi tre elementi – la matrice storica, la riuscita sintesi tra funzionalità e conservazione, frutto dell'intervento di restauro e le attuali attività del Centro – essenza di Villa Vigoni, sono stati presentati in due sedi importanti: a Berlino, presso il Ministero degli Esteri, nel centro storico e politico della città, e a Bonn, oggi polo nazionale per la scienza e sede di numerose istituzioni di promozione scientifica con cui Villa Vigoni collabora, presso il *Wissenschaftszentrum*.

SERENA BERTOLUCCI

Es ist bekannt, dass das Paris des späten 19. Jahrhunderts als moderne, internationale und kulturell äußerst lebendige Metropole viele zeitgenössischen Künstler anzog. Zu den italienischen Meistern, die dort lebten, gehörten Boldini, de Nittis und Zandomenghi. Ihnen und ihrer Beziehung zu einem der größten Künstler ihrer Zeit, Edgar Degas, ist eine Ausstellung im *Palazzo dei Diamanti* in Ferrara gewidmet. Zu den ausgewählten Werken, die diese fruchtbare Beziehung darstellen, gehört das *Portrait des Cellisten Gaetano Braga* aus der Kunstsammlung der Familie Vigoni. Das Werk zeigt Braga beim Musizieren auf seinem Stradivari-Cello und wurde im Jahr 1889 in Pastelltechnik angefertigt. Boldini schenkte das Portrait seinem Freund Braga, der es schließlich im Jahr 1891 der Familie Vigoni übergab, mit der er eng befreundet war. Das Portrait sollte in der Villa in Loveno zu seiner Erinnerung ausgestellt werden, wo der Musiker so oft Inspiration für seine Kompositionen gefunden hatte.

IRIS KARL

L'articolo è un contributo allo studio della storia di casa Mylius-Vigoni: esso prende in esame un plico proveniente dall'eredità di Ignazio Vigoni e costituito da 65 disegni storici di moda eseguiti dal pittore e calcografo Georg Melchior Kraus (1737-1806). Kraus, uomo di umili origini, fu una personalità interessante della vita culturale di Weimar, tra l'altro direttore della scuola di disegno del Granduca (dove fu maestro anche di Friederike Schnauß, che sposò più tardi Heinrich Mylius) e coeditore del primo giornale di moda tedesco; Goethe lo stimava come disegnatore di paesaggi.

L'articolo analizza forme storiche di abbigliamento, traccia dei confronti con illustrazioni di costumi di altre regioni e spiega il valore simbolico di determinate stoffe e accessori in rapporto alla posizione sociale e alla professione delle persone rappresentate.

KOLLEG 2003

Die Villa Vigoni hat in diesem Jahr wieder insgesamt acht Stipendien für einen einwöchigen Studienaufenthalt (vom 8. bis 14. Juli 2003) an Wissenschaftler, Schriftsteller und Künstler vergeben. Während ihres Aufenthalts in der Villa Vigoni haben die Teilnehmer einander ihre Arbeitsbereiche und Projekte vorgestellt. Dabei ergaben sich interessante interdisziplinäre Begegnungen und Diskussionen.

CHRISTIANE LIERMANN

Gian Enrico Rusconi, *Germania Italia Europa. Dallo stato di potenza alla "potenza civile"*, Torino (Einaudi) 2003.

Il politologo torinese Gian Enrico Rusconi ha presentato nel 2003 uno studio dal titolo *Germania-Italia-Europa*. Il sottotitolo riassume la ricostruzione storica intrapresa dal libro: *Dallo stato di potenza alla "potenza civile"*. È, questo, il cammino della storia delle relazioni italo-tedesche, che conduce dagli anni Sessanta del XIX secolo fino all'Europa di oggi, all'inizio del terzo millennio. Rusconi mette in luce l'interdipendenza dinamica presente tra la politica e determinati modelli ricorrenti di percezione e di spiegazione – dall'origine fortemente emotiva – che dominano le menti delle classi dirigenti dei due paesi. Nel far questo egli mette in evidenza due linee di continuità: innanzitutto la permanenza dell'accusa di "tradimento", che costituisce un *topos* delle relazioni italo-tedesche. Questo è il livello dell'immediata percezione dei protagonisti. A esso si contrappone quello dell'osservazione politologica: in questo senso Rusconi analizza delle scene-chiave della storia italo-tedesca, enucleando la diversa definizione e percezione della sovranità statale nei vari momenti storici – dall'alleanza italo-prussiana contro gli Asburgo fino ai trattati di Maastricht. L'autore osserva come entrambi gli stati dopo il 1945 stiano percorrendo un cammino verso la *potenza civile*, il cui segno distintivo è una politica multilaterale, basata su una costituzione democratica e interessata alla soluzione pacifica dei conflitti.

Martin Thurner (ed.), *Nicolaus Cusanus zwischen Deutschland und Italien*. Beiträge eines deutsch-italienischen Symposiums in der Villa Vigoni (=Veröffentlichungen des Grabmann-Institutes 48). Berlin 2002.

La recensione riguarda un volume (curato da M. Thurner per il Grabmann-Institut) di atti del simposio italo-tedesco su Nicola Cusano, tenutosi a Villa Vigoni nel 2001, in occasione del seicentenario della nascita del filosofo, umanista e teologo tedesco, che rappresenta una delle figure europee più rilevanti nel passaggio dal Medioevo all'età moderna. Nel volume si vuole ricostruire il ruolo di Cusano nella cultura italiana e tedesca del Quattrocento, tentando di superare le opposte scuole di pensiero che vedono Cusano come l'iniziatore della filosofia rinascimentale italiana (Cassirer tra gli altri), o al contrario cercano di sottolineare la tutto sommato esigua risonanza del suo pensiero nella vita culturale italiana dell'epoca (Garin). I contributi si concentrano sulle relazioni tra Cusano e i suoi contemporanei o predecessori fiorentini e tedeschi (Ficino, Pico, Meister Eckhart, Alberto Magno), sia nel senso dell'influsso del filosofo su di essi (questione cui è dedicata in particolar modo la terza parte del volume), sia nel senso dell'atmosfera culturale che agì su Cusano e dei presupposti del suo pensiero. In questo contesto si collocano i contributi sullo studio di Cusano all'Università di Padova, sulla familiarità del filosofo con i manoscritti e le biblioteche del XV secolo (viene tra l'altro dimostrato che, a differenza di quanto si credeva fino a poco tempo fa, Cusano conosceva il greco), sulla polemica intorno alla *donatio* di Costantino e sul rapporto con Valla, e sull'influenza di Alberto Magno e Meister Eckhart sul suo pensiero. Nell'ultima parte del libro si parla anche della ricezione di Cusano, e si constata come essa sia stata migliore e più approfondita in Italia che in Germania. I contributi nel loro complesso vogliono mettere l'accento non solo sulla funzione storica di Cusano come confine tra il Medioevo e l'età moderna, ma anche – come sottolinea il titolo del volume – sul suo ruolo di *trait d'union* tra due diverse aree culturali.

*Paesaggio culturale e biodiversità. Principi generali, metodi, proposte operative*, a cura di R. Colantonio Venturelli, F. Müller. Firenze, Leo S. Olschki, 2003, collana *Giardini e Paesaggio*, n. 7.

Der Band ist aus einer Tagung entstanden, die von der Villa Vigoni in Zusammenarbeit mit der Region Lombardei und der Deutschen Forschungsgemeinschaft organisiert wurde. Das Buch setzt sich mit drei Hauptthemen auseinander: dem Konzept der Biodiversität, dem Begriff der Kulturlandschaft und der Notwendigkeit einer Aufwertung der traditionellen Forstwirtschaft anhand einer fruchtbaren Begegnung mit anderen Disziplinen (z.B. Landschaftsökologie, Architektur, Raumplanung). Diese Hauptthemen sind eng miteinander verbunden, was sich auch im bereichernden Dialog zwischen theoretischer Definition, methodologischer Erarbeitung und operativer Praxis widerspiegelt, der in diesem Buch wiedergegeben wird. Dank der Begegnung zwischen deutschen und italienischen Wissenschaftlern ergibt sich in diesem Buch vor allem eine eindrucksvolle Beschreibung der wesentlichen Kulturlandschaften, die die geographischen und ökologischen Gegebenheiten in Deutschland und Italien charakterisieren - von der Lombardei bis zum Schwarzwald, von Norddeutschland bis zu den Marken. Die vergleichende Untersuchung dieser Landschaften dient der Erarbeitung klarer Instrumente und Kriterien zum Schutz und zur Verwaltung der jeweiligen Waldgebiete. Schließlich erlaubt ein Vergleich der unterschiedlichen Methodologien, die Konzepte der Biodiversität, der Landschaftskultur, der potentiellen Landschaft und der Umweltindikatoren genauer zu betrachten.

*Verdi e la cultura tedesca. La cultura tedesca e Verdi. /Verdi und die deutsche Kultur. Die deutsche Kultur und Verdi*. Atti del convegno internazionale; Villa Vigoni 11-13 ottobre 2001, a cura di M. Engelhardt, P. Petrobelli, A. Venturelli. Parma; Istituto Nazionale di Studi Verdiani - Centro Italo-Tedesco Villa Vigoni, 2003.

Der Band enthält die Akten der Tagung *Verdi und die deutsche Kultur. Die deutsche Kultur und Verdi*. Die Tagung hatte im Oktober 2001 in der Villa Vigoni stattgefunden und wurde in enger Zusammenarbeit mit dem "Istituto Nazionale di Studi Verdiani" und der musikgeschichtlichen Abteilung des Deutschen Historischen Instituts Rom organisiert und von der Musikdirektion des italienischen Außenministeriums und der Deutschen Forschungsgemeinschaft unterstützt. Zentrale Themen des Buchs sind die Beziehungen zwischen Verdi und wichtigen Persönlichkeiten der europäischen und deutschen Kultur, die dokumentarische Sorgfalt und kritische Aufmerksamkeit des Musikers hinsichtlich der Entwicklung der literarischen Kultur, die Begegnung mit den großen Klassikern als Quelle der Inspiration und die Weiterentwicklung des Konzepts der Dramaturgie. Dank des fruchtbaren interdisziplinären Ansatzes - vor allem im Bereich der Musik- und Literaturwissenschaft - konnte ein wichtiges Kapitel der Kulturgeschichte erarbeitet werden, in dem die musikalische Produktion oftmals eine Schlüsselfunktion für die Herausbildung einer kulturellen und nationalen Identität ausübte.

## INHALSVERZEICHNIS / *INDICE*

ALDO VENTURELLI <i>Einleitung/Introduzione</i>	p. 5
<b>IN ERINNERUNG AN IGNAZIO VIGONI (1905-1983)</b> <b><i>IN RICORDO DI IGNAZIO VIGONI (1905-1983)</i></b>	p. 9
ALDO VENTURELLI <i>Zum zwanzigsten Todesjahr von Ignazio Vigoni</i>	p. 11
Per il ventesimo anniversario della morte di Ignazio Vigoni	p. 21
PIER FAUSTO BAGATTI VALSECCHI <i>Don Ignazio Vigoni, cultore di belle arti e progettista di giardini: ricordi e riflessioni</i>	p. 30
HEINZ FRIEDRICH <i>Wie ein Bild entsteht</i>	p. 36
<b>VIGONI-FORUM: WIE MACHT EUROPA GESCHICHTE?</b> <b><i>FORUM VIGONI: COME FA STORIA L'EUROPA?</i></b>	p. 39
GREGOR VOGT-SPIRA <i>Altes als Zukunftsoption: Das Ideal der Klassik</i>	p. 41
SILVIO VIETTA <i>Gibt es einen Genetic Code der Europäischen Geschichte?</i>	p. 50
MICHAEL STÜRMER <i>Nationale Identitäten und gemeinsame Strukturen in der europäischen Geschichte</i>	p. 61
CARLA COLICELLI <i>Riflessioni sul modello europeo</i>	p. 67
<b>VERMISCHTES AUS DER VILLA VIGONI</b> <b><i>CRONACHE DI VILLA VIGONI</i></b>	p. 77
JENS BORTLOFF <i>Villa Vigoni in Berlin und Bonn</i>	p. 79
SERENA BERTOLUCCI <i>Il Ritratto del violoncellista Gaetano Braga di Giovanni Boldini</i>	p. 83

IRIS KARL	p. 87
<i>Italienische und deutsche Regionaltrachten: Historische Modezeichnungen des Malers und Kupferstechers Georg Melchior Kraus (1737- 1806) aus dem Nachlaß von Don Ignazio Vigoni</i>	
<i>Villa Vigoni Kolleg 2003</i>	p. 96
<i>Besprechungen/Recensioni:</i>	
CHRISTIANE LIERMANN	
Gian Enrico Rusconi, <i>Germania Italia Europa. Dallo stato di potenza alla "potenza civile"</i>	p. 99
<i>Nicolaus Cusanus zwischen Deutschland und Italien</i>	p. 108
<i>Paesaggio culturale e biodiversità.</i>	p. 110
<i>Principi generali, metodi, proposte operative</i>	
<i>Verdi e la cultura tedesca. La cultura tedesca e Verdi. /</i>	
<i>Verdi und die deutsche Kultur. Die deutsche Kultur und Verdi</i>	p. 111
<i>Abstracts</i>	p. 113



PUBLIKATIONEN/ *PUBBLICAZIONI*

COLLANA VILLA VIGONI. STUDI ITALO-TEDESCHI  
(Leo S. Olschki - Firenze)

**Storiografia letteraria in Italia e Germania.**

**Tradizioni e problemi attuali,**

a cura di G. Petronio, 1990, vol.1.

**Goethe e Manzoni.**

**Rapporti tra Italia e Germania intorno al 1800,**

a cura di E.N. Girardi, 1992, vol. 2.

**I Mylius-Vigoni. Italiani e tedeschi nel XIX e XX secolo,**

a cura di F. Baasner, 1994, vol. 3.

**Avantgarde, Modernität, Katastrophe. Letteratura, arte e scienza fra Germania e Italia nel primo '900,**

a cura di E. Lämmert - G. Cusatelli, 1995, vol. 4.

**Commercium. Scambi culturali italo-tedeschi nel XVIII secolo. Deutsch-italienischer Kulturaustausch im 18. Jahrhundert,**

a cura di F. La Manna con uno scritto di G. Cusatelli, 2000, vol. 5.

**Italia-Germania 1948-1958. Deutschland-Italien (1948-1958).**

**Riavvicinamenti/ Wiederannäherungen,**

Contributi di M. Guiotto e J. Lill, 1997, vol. 6.

**Nietzsche. Illuminismo. Modernität,**

a cura di C. Gentili - V. Gerhardt - A. Venturelli, 2003, vol. 7.

**Paesaggio culturale e biodiversità.**

**Principi generali, metodi, proposte operative,**

a cura di R. Colantonio Venturelli - F. Müller, 2003, vol. 8.

REIHE DER VILLA VIGONI  
(Max Niemeyer Verlag - Tübingen)

**Goethe und Manzoni,**

hrsg. v. W. Ross, 1990, Band 1.

**Literaturgeschichtsschreibung in Italien und Deutschland,**

hrsg. v. F. Baasner, 1989, Band 2.

**Deutschland-Italien 1943/1945,**

hrsg. v. R. Lill, 1992, Band 3.

**Renaissance und Renaissancismus von Jacob Burckhardt bis Thomas Mann,**

hrsg. v. A. Buck, 1990, Band 4.

**Kunsliteratur als Italienerfahrung,**

hrsg. v. H. Pfothenhauer, 1991, Band 5.

**Die Brentano,**

hrsg. v. K. Feilchenfeld, 1992, Band 6.

**Der Europa-Gedanke,**

hrsg. v. A. Buck, 1992, Band 7.

**Die Mylius-Vigoni,**

hrsg. v. F. Baasner, 1992, Band 8.

**Deutsches Italienbild und italienisches Deutschlandbild im 18. Jahrhundert,**

hrsg. v. K. Heitmann - T. Scamardi, 1993, Band 9.

**Italien in Aneignung und Widerspruch,**

hrsg. v. G. Oesterle - B. Roeck - C. Tauber, 1996, Band 10.

**Italienbeziehungen des klassischen Weimar,** hrsg. v. K. Manger, 1997, Band 11.

**Zwischen Kontinuität und Rekonstruktion,**

hrsg. v. H. Schmidt-Bergmann, 1998, Band 12

C. Tauber, **Jacob Burckhardts "Cicerone",**

2000, Band 13.

**Deutsche Kulturpolitik in Italien,**

hrsg. v. B. Roeck - C. Schuckert - S. Hanke -

C. Liermann, 2002, Band 14.

M. Mansen, **"Denn auch Dante ist unser!" Wissenschaftshistorische Untersuchung zur deutschen Beschäftigung mit Dante in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts,** 2003,

Band 15.

***Bellezza della città*. Stadtrecht und Stadtgestaltung im Italien des Mittelalters und der Renaissance,**

hrsg. v. M. Stolleis - R. Wolff, 2003, Band 16.

**Italien und Preußen. Dialog der Historiographien**

hrsg. v. G. Corni - F. L. Kroll - C. Liermann, 2003, Band 17.

COLLANA LOCALIA

**Una cronaca ottocentesca.**

**Chiarimenti su una serie di immagini di villa Mylius a Loveno sul Lago di Como e dintorni,**

a cura di S. Bertolucci - G. Meda, vol.1, 2000.

**Il luogo della memoria.**

**Storia artistica e sociale del cimitero di Loveno,**

a cura di S. Bertolucci - G. Meda, vol. 2, 2003.

PUBBLICAZIONI STORICO-ARTISTICHE

*VERÖFFENTLICHUNGEN ZUR KUNSTGESCHICHTE*

**Il Parco Mylius-Vigoni**

***Der Park der Mylius-Vigoni,***

hrsg. v. / a cura di P. Cottini, Varese, Ed. Lativa 1991.

**Villa Vigoni.**

**Una collezione italo-tedesca di opere d'arte sul lago di Como /**

***Eine deutsch-italienische Kunstsammlung am Comer See,***

hrsg. v. / a cura di R. Lill, Köln, DuMont 1994.

**Le stampe di Villa Vigoni**

***Die Druckgraphik der Villa Vigoni,***

hrsg. v. / a cura di A. Meda, Villa Vigoni 1996.

**“Rispettabilissimo Goethe...caro Hayez...adorato Thorvaldsen...”.**

**Gusto e cultura europea nelle raccolte d'arte di Enrico Mylius,**

a cura di R. Pavoni, Venezia, Marsilio 1999.

**Villa Vigoni,**

hrsg. v. / a cura di S. Bertolucci - G. Meda,

Villa Vigoni 2002.

*FUORI COLLANA / AUßERHALB DER BUCHREIHE*

**Biology of Aging,**

eds. R. Zwillig - C. Balduini, Berlin, Springer 1992.

**Natural Sciences and Human Thought,**

ed. R. Zwillig, Berlin, Springer 1995.

**Il giardino paesaggistico tra '700 e '800 in Italia e in Germania**

*Der Landschaftsgarten zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert in Italien und in Deutschland,*

hrsg. v. / a cura di P. F. Bagatti Valsecchi - A. Kipar, Milano, Guerini e Associati 1996.

**Il melodramma italiano in Italia e in Germania nell'età barocca**

*Die italienische Barockoper, ihre Verbreitung in Italien und Deutschland,*

hrsg v. / a cura di A. Colzani - N. Dubowy - A. Luppi - M. Padoan, A.M.I.S - Villa Vigoni 1995.

**Relazioni musicali tra Italia e Germania nell'età barocca**

*Deutsch-italienische Beziehungen in der Musik des Barock,*

hrsg v. / a cura di A. Colzani - N. Dubowy - A. Luppi - M. Padoan, A.M.I.S - Villa Vigoni 1997.

**Verdi e la cultura tedesca. La cultura tedesca e Verdi.**

**Verdi und die deutsche Kultur. Die deutsche Kultur und Verdi**

hrsg v. / a cura di M. Engelhardt, P. Petrobelli, A. Venturelli.

Parma; Istituto Nazionale di Studi Verdini - Centro Italo-Tedesco Villa Vigoni, 2003.

E - BOOKS

**Incontro dei corrispondenti italiani e tedeschi**

*Deutsch - Italienisches Korrespondententreffen*, 2000.

**Villa Mylius Vigoni.**

**Un microcosmo tra passato e futuro.**

a cura di R. Colantonio Venturelli, 2002.



*Direttore scientifico/Wissenschaftliche Leitung*  
Aldo Venturelli

*Direttore responsabile/Verantwortliche Herausgeberin*  
Maria Angela Magnani

*Redazione/Redaktion – Traduzioni/Übersetzungen*  
Serena Bertolucci, Jens Bortloff, Anke Fischer, Christiane Liermann,  
Giovanni Meda Riquier, Elisabetta Mengaldo

*Stampa/Druck*  
New Press, Como

Registrazione Tribunale di Como N. 21/98 del 22.10.98



